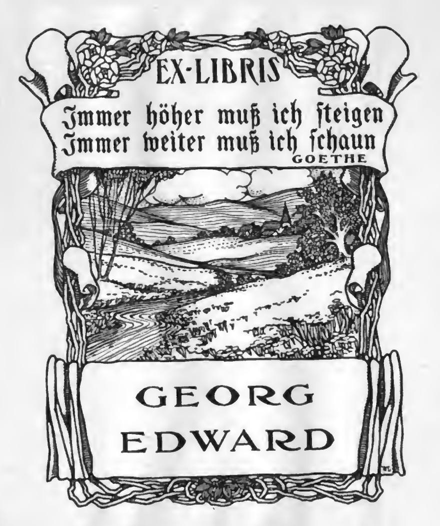
# BD. NUTZLOSE SCHÖNHEIT. NOVELLEN

Guy de Maupassant, Georg Freiherr von Ompteda




NORTHWESTERN UNIVERSITY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS


EX-LIBRIS
Immer höher muß ich steigen
Immer weiter muß ich schaun
GOETHE
GEORG
EDWARD

Georg Edward.

Guy de Maupassant

# Gesammelte Werke

Guy de Maupassant

# Gesammelte Werke

Frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweite Serie

Fünfter Band




Berlin W
F. Fontane & Co.
1901

Guy de Maupassant

---

# Nutzlose Schönheit

Novellen

Frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda




Berlin W
F. Fontane & Co.
1901




# Nutzlose Schönheit

Fünfter Band

# Nutzlose Schönheit

# I

Vor dem Palais wartete die mit zwei wundervollen Rappen bespannte Viktoria. Es war Ende Juni, gegen ein halb sechs Uhr, und zwischen den Dächern der Seitenflügel, die den Ehrenhof umschlossen, strahlte der Himmel klar, warm und heiter herab.

Gräfin Mascaret erschien auf der Treppe gerade in dem Augenblick, als ihr Mann, der heimkehrte, in die Thür trat. Er blieb ein paar Sekunden stehen, um seine Frau zu betrachten, und ward ein wenig bleich. Sie war sehr schön, schlank, und sah vornehm aus mit ihrem länglichen, feinen Gesicht, ihrem goldigen Elfenbeinteint, den großen grauen Augen und dem schwarzen Haar. Ohne ihn anzublicken, stieg sie ein. Sie schien ihn nicht einmal bemerkt zu haben bei ihrem so ausgesprochen hochmütigen Wesen, daß ihm die fürchterliche Eifersucht, die ihn so lange schon quälte, von neuem das Herz zerriß. Er trat heran, grüßte und fragte:

— Fährst Du aus?

Über ihre verächtlich zuckenden Lippen drangen nur die drei Worte:

— Wie Du siehst.

— In das Bois?

— Wahrscheinlich.

— Dürfte ich Dich begleiten?

— Es ist Dein Wagen.

Ohne sich über den Ton zu wundern, in dem sie antwortete, stieg er ein, setzte sich neben seine Frau und befahl:

— Ins Bois.

Der Diener schwang sich auf den Sitz neben den Kutscher, und die Pferde schnickten, wie sie es immer machten, grüßend mit den Köpfen, bis sie zur Straße hinaus waren.

Die beiden Gatten saßen Seite an Seite, ohne mit einander zu sprechen. Er suchte ein paar Einleitungsworte, aber ihr Gesicht blieb so starr, daß er es nicht wagte.

Endlich ließ er wie zufällig seine Hand nach der behandschuhten Hand der Gräfin hingleiten und traf sie. Aber die Bewegung, die sie machte, als sie den Arm zurückzog, war so lebhaft und so voller Ekel, daß er ängstlich sich zurückhielt, obgleich er sonst etwas Despotisches und Herrisches hatte.

Da flüsterte er:

— Gabriele.

Sie fragte, ohne den Kopf zu wenden:

— Was willst Du?

— Ich finde Dich schön.

Sie antwortete nicht und blieb im Wagen ausgestreckt, mit der Miene einer verletzten Königin.

Sie fuhren jetzt die Champs-Elysées hinauf zum Arc de Triomphe de l'Etoile. Das riesige Bauwerk zeichnete sich am Ende der langen Straße mit seinem gewaltigen Bogen vom roten Horizonte ab. Die Sonne schien darauf niederzusteigen, vom Himmel einen feurigen Staub herabschüttend.

Und ein doppelter Strom von Wagen, an denen die Beschläge der Geschirre und das Cristall der Laternen im Lichte glänzte, ergoß sich zum Bois hinaus und zur Stadt zurück.

Graf Mascaret begann noch einmal:

— Meine liebe Gabriele.

Nun konnte sie nicht mehr zurückhalten und sagte mit zorniger Stimme: — Bitte, laß mich in Ruhe. Jetzt kann ich nicht mal mehr in meinem Wagen allein sein.

Er that, als hätte er es nicht gehört, und fuhr fort:

— Du hast nie so schön ausgesehen wie heute.

Sie war mit ihrer Geduld zu Ende und antwortete mit hervorbrechender Wut:

— Das hat gar keinen Zweck, das jetzt zu merken, denn ich schwöre Dir, daß Du mir nicht mehr zu nahe kommen sollst.

Er war ganz verstört und erschrocken. Seine Heftigkeit ging mit ihm durch, und er rief ein: — Was soll das bedeuten? — das mehr den brutalen Herrn und Meister verriet, als den liebenden Gemahl.

Sie antwortete leise, obgleich die Bediensteten auf dem Bock bei dem ohrenbetäubenden Rädergerassel nichts hören konnten:

— Was das bedeuten soll? Was das bedeuten soll? Soll ich Dir's wirklich sagen?

— Ja.

— Soll ich Dir alles sagen?

— Ja.

— Alles, was ich auf dem Herzen habe, seitdem ich das Opfer Deines brutalen Egoismus geworden bin?

Er war rot geworden vor Staunen und Erregung und brummte mit zusammengekniffenen Zähnen:

— Also sprich.

Er war hochgewachsen, breitschulterig, mit langem, rötlichem Bart, ein schöner Mann, ein Gentleman

und ein Herr der Gesellschaft, der für einen tadellosen Ehegatten und ausgezeichneten Vater galt.

Zum ersten Mal, seitdem sie das Palais verlassen, wendete sie sich ihm zu und sah ihm ins Gesicht:

— Du wirst aber unangenehme Dinge zu hören bekommen. Ich will Dir nur gleich sagen, mache Dich auf alles gefaßt. Ich fürchte nichts und heute Dich weniger als einen anderen.

Er sah ihr in die Augen, und schon packte ihn die Wut. Er brummte:

— Du bist verrückt.

— Nein. Aber ich will diese fürchterliche Qual, die ich seit elf Jahren erdulde, nicht mehr ertragen: immer Mutter zu werden. Ich will endlich der Gesellschaft leben, das ist mein Recht, wie das Recht aller Frauen.

Er wurde plötzlich blaß und stammelte:

— Ich verstehe Dich nicht.

— Doch. Du verstehst mich sehr wohl. Vor einem Vierteljahr habe ich mein letztes Kind gehabt. Und da ich noch schön bin und, trotz Deiner Bemühungen, nicht umzubringen, wie Du es eben anerkannt hast, als Du mich auf der Treppe sahst, so findest Du es abermals an der Zeit, ich solle Mutter werden.

— Du redest ja Unsinn.

— Nein. Ich bin dreißig Jahr alt und habe sieben Kinder. Wir sind elf Jahr verheiratet, und Du hoffst, daß das noch zehn Jahr so fortgehen soll. Dann wirst Du allerdings nicht mehr eifersüchtig sein.

Er nahm ihren Arm und umklammerte ihn:

— Ich verbiete Dir, so weiter zu reden.

— Und ich werde Dir bis aufs z alles sagen, bis ich alles los geworden bin, was ich Dir zu sagen habe. Und wenn Du mich daran hindern willst, werde ich so laut sprechen, daß die beiden auf dem Bock mich hören. Ich habe Dich nur einsteigen lassen dazu, denn hier habe ich Zeugen, die Dich zwingen, zuzuhören und Deine Haltung zu bewahren. Also hör zu.

Du bist mir immer unsympathisch gewesen, und ich habe Dir's immer gezeigt. Ich habe Dir nie etwas vorgemacht. Du hast mich gegen meinen Wunsch geheiratet und meine Eltern dazu genötigt, die es wünschten, weil Du reich bist. Sie haben mich gezwungen, und ich fand nur Thränen.

Du hast mich also gekauft. Und sobald ich in Deiner Gewalt war, sobald ich eine Gefährtin geworden war, die sich anschmiegen an Dich, alles vergessen und nur eines wollte, eine treue Frau sein und Dich so lieben, wie es mir mög-

lich ist, bist Du eifersüchtig geworden, wie noch nie ein Mann. Die Eifersucht eines Spions, eine niedrige, unanständige Eifersucht, für Dich entwürdigend und beleidigend für mich. Wir waren noch nicht acht Monate verheiratet, als Du mich aller Gemeinheiten bezichtigtest. Du hast es mir sogar gesagt, das ist schändlich. Und da Du es nicht hindern konntest, daß ich schön war und gefiel, daß man mich in den Salons und auch in den Zeitungen eine der hübschesten Frauen von Paris nannte, hast Du alles versucht, um jedes Hofmachen von mir fern zu halten und bist auf jene niederträchtige Idee gekommen, mich so lange immerfort zur Mutter zu machen, bis ich allen Männern unangenehm sein würde. Leugne es nicht! Ich habe es lange nicht eingesehen, aber jetzt habe ich es verstanden. Du hast Dich dessen sogar gegen Deine Schwester gerühmt, die mir es wiedererzählt hat, denn sie hat mich gern und ist empört über Deine Proletariermanier.

Erinnerst Du Dich unserer Zänkereien, der aufgebrochenen Thüren? Du hast mich seit elf Jahren zu dem Dasein einer Mutterstute im Gestüt gezwungen. Sobald ich dann in dem Zustand war, ekeltest Du Dich vor mir, und ich habe dich Monate lang nicht wiedergesehen. Ich wurde aufs Land geschickt, auf den Familiensitz, auf die

Wiesen, auf die Weide, um dort mein Kind zu bekommen. Und wenn ich frisch und hübsch, unzerstörbar, immer verführerisch, immer von Hofmachern umgeben, wieder erschien, in der Hoffnung, daß ich nun endlich wie eine junge reiche Frau aus der Gesellschaft leben könnte, dann packte Dich von neuem die Eifersucht, Du begannst wieder, mit dem niedrigen, gräßlichen Wunsch mich zu verfolgen, der Dich in diesem Augenblick hier an meiner Seite quält, nicht der Wunsch, mich zu besitzen, dagegen hätte ich mich nicht gewehrt, sondern der Wunsch, meine Schönheit zu zerstören.

Und dann ist etwas Niederträchtiges und so Wunderliches eingetreten, daß ich lange Zeit gebraucht habe, um dahinter zu kommen. Aber jetzt verstehe ich Deine Handlungs- und Denkweise. Du hast Dich an Deine Kinder angeschlossen aus Dank für all die Ruhe, die sie Dir gegeben, als ich sie unter dem Herzen trug. Du hast Liebe für sie geheuchelt bei all der Abneigung, die Du gegen mich empfandest, bei all der unedlen Furcht, die für den Augenblick wieder gegenstandlos geworden und im Gefühl der Freude, mich in anderen Umständen zu sehen.

O wie oft habe ich diese Freude in Dir verspürt, in Deinen Augen gelesen, erraten. Du liebst Deine Kinder wie einen Sieg, aber nicht wie Dein Blut.

Einen Sieg über mich, meine Jugend, meine Schönheit, meinen Reiz, über die Artigkeiten, die man mir sagte und die man in meiner Nähe flüsterte ohne sie mir auszusprechen. Und Du bist stolz darauf. Du renommierst mit den Kindern, fährst sie im Break im Bois de Boulogne spazieren, läßt sie Esel reiten in Montmorency, Du führst sie in die Matineen, in die Theater, damit man Dich mit ihnen sieht, damit man nur immerfort sagen soll: das ist aber ein guter Vater.

Er hatte mit wilder Wut ihr Handgelenk ergriffen und drückte es so heftig, daß sie schwieg und vor Schmerz nicht weitersprechen konnte.

Und er sprach ganz leise:

— Ich liebe meine Kinder, hörst Du. Was Du mir da eben gesagt hast, ist schmachvoll für eine Mutter. Aber Du gehörst mir, ich bin der Herr, Dein Herr. Ich kann von Dir verlangen, was ich will, wann ich's will, und habe das Gesetz auf meiner Seite.

Er suchte ihre Finger, indem er sie mit seiner großen, muskulösen Hand wie mit einer Zange umschloß, zu zerdrücken. Sie war bleich vor Schmerz und bemühte sich vergeblich, aus der Umklammerung, die sie quetschte, ihre Hand zu ziehen. Sie war außer Atem vor Schmerz, die Thränen traten ihr in die Augen.

— Du siehst wohl, ich bin der Herr, — sagte er. — Ich bin der Stärkere.

Der Druck ließ etwas nach. Sie fragte:

— Hälst Du mich für fromm?

Er stammelte erstaunt:

— Gewiß.

— Meinst Du, daß ich an Gott glaube?

— Gewiß.

— Meinst Du, daß ich lügen könnte, wenn ich Dir vor einem Altar, auf dem der Leib des Herrn steht, etwas schwöre?

— Nein.

— Willst Du mit mir in eine Kirche kommen?

— Wozu?

— Das wirst Du sehen. Willst Du?

— Wenn es sein muß, ja.

Und sie befahl laut:

— Philipp!

Der Kutscher neigte etwas den Kopf, ohne die Pferde aus den Augen zu lassen, als wendete er nur das Ohr zur Herrin. Und sie rief:

— Fahren Sie zur Kirche Saint-Philippe du Roule.

Und die Viktoria, die an den Eingang des Bois de Boulogne gekommen war, kehrte nach Paris zurück.

Während der Fahrt wechselten Mann und

Frau kein Wort. Als dann der Wagen vor der Kirche hielt, sprang die Gräfin heraus, und der Graf folgte ein paar Schritte hinterdrein.

Ohne sich aufzuhalten ging sie bis an das Gitter, das den Chor abschließt, ließ sich auf einer Bank in die Kniee fallen, versteckte das Gesicht in den Händen und begann zu beten. Sie betete lange und er, der hinter ihr stand, gewahrte endlich, daß sie weinte. Sie weinte lautlos, wie Frauen bei großem Leid weinen. Über ihren Körper lief etwas wie Wellenzuckungen, die sich in leisem, versteckten, in den Fingern erstickten Schluchzen lösten.

Aber Graf Mascaret fand, daß die Sache zu lange dauerte, und legte die Hand auf ihre Schulter.

Unter der Berührung zuckte sie zusammen als habe sie sich verbrannt. Sie erhob sich und sah ihn Auge in Auge an:

— Jetzt hör zu, was ich Dir zu sagen habe. Ich fürchte mich vor nichts, thue, was Du willst, wenn Du willst, töte mich. Eines Deiner Kinder, ein einziges, gehört nicht Dir. Das schwöre ich Dir vor Gott, der mich hier hört. Das war die einzige Rache, die ich an Dir üben konnte, gegen Deine niederträchtige Mannestyrannei, gegen diese Sträflingsarbeit, zu der Du mich gezwungen hast. Wer mein Liebhaber gewesen ist, wirst Du nie er=

fahren. Du wirst jeden in Verdacht haben, Du wirst ihn nie entdecken. Ich habe mich ihm ohne Liebe, ohne daß er mir sympathisch gewesen wäre, überlassen, nur um Dich zu betrügen. Und auch er hat mich Mutter gemacht. Welches sein Kind ist, wirst Du nie erfahren. Ich habe sieben, also nun suche! Ich wollte Dir das später sagen, viel später, denn man hat sich an einem Mann — wenn man ihn betrügt — erst gerächt, sobald er es weiß. Du hast mich gezwungen, es heute zu beichten. So, ich bin jetzt fertig.

Und sie floh durch die Kirche zum offenen Portal, in der Erwartung, hinter sich den eiligen Schritt des herausgeforderten Mannes zu vernehmen und unter dem tötlichen Schlag seiner Faust auf dem Pflaster zusammenzubrechen.

Aber sie hörte nichts und stieg in den Wagen mit einem Sprung, entsetzt, zitternd vor Angst, und rief dem Kutscher zu: — Nach Haus.

In scharfem Trabe fuhren die Pferde davon.

---

## II

Gräfin Mascaret erwartete, in ihrem Zimmer eingeschlossen, die Essensstunde, wie ein zum Tode Verurteilter der Hinrichtung entgegensieht. Was würde er thun? War er heimgekehrt? Er, der Tyrann, der jähzornige Mann, der jeder Gewaltthat fähig war, was hatte er sich ausgedacht, was vorbereitet, was beschlossen? Nichts regte sich im ganzen Haus, und sie sah immer nach dem Zeiger der Kaminuhr. Die Jungfer war zum Umziehen gekommen, jetzt war sie wieder fort.

Es schlug acht, und unmittelbar darauf klopfte es zweimal an der Thür.

— Herein.

Der Diener erschien und meldete:

— Es ist angerichtet, Frau Gräfin.

— Ist der Herr Graf nach Haus gekommen?

— Jawohl, Frau Gräfin, Herr Graf ist im Eßzimmer.

Ein paar Augenblicke kam ihr der Gedanke, sich mit einem kleinen Revolver zu bewaffnen, den sie einige Zeit vorher in Voraussicht des Dramas, das sich bei ihnen vorbereitete, gekauft. Aber sie überlegte, daß alle Kinder da sein würden, und nahm nur Riechsalz mit.

Als sie ins Eßzimmer trat, stand ihr Mann

an seinem Stuhl und wartete. Sie wechselten einen leichten Gruß und nahmen Platz. Dann setzten sich auch die Kinder, die drei Söhne mit ihrem Erzieher, dem Abbé Marin, rechts von der Mutter, die drei Mädchen mit der englischen Gouvernante Miß Smith links. Das jüngste Kind, erst drei Monate alt, blieb mit der Amme auf seinem Zimmer.

Die drei blonden Mädchen, von denen das älteste zehn Jahr alt war, trugen blaue Kleider mit kleinem weißen Spitzensaum und sahen wie reizende Püppchen aus. Die Jüngste von ihnen war noch nicht drei Jahr alt. Alle waren schon hübsch und versprachen schön zu werden, wie die Mutter.

Die drei Söhne, zwei mit kastanienfarbigem Haar und der älteste, neun Jahr alt, schon braun, sahen aus, als würden sie einmal starke Männer, breitschultrig und groß. Die ganze Familie schien lebhaft und kräftig zu sein, eines Bluts.

Der Abbé sprach wie immer, wenn keine Gäste da waren, ein Gebet: denn wenn sie jemand eingeladen hatten, erschienen die Kinder nicht bei Tisch. Dann setzte man sich wieder.

Die Gräfin saß da mit so übermächtiger innerer Bewegung, wie sie sie nie für möglich gehalten hätte, mit niedergeschlagenen Augen,

während der Graf ab und zu die drei Jungen, dann wieder die drei Mädchen mit unbestimmten Blicken betrachtete, die ängstlich wanderten von einem zum anderen. Da plötzlich zerbrach er sein Glas beim Niedersetzen, und der Wein rötete das Tischtuch. Bei dem ganz leisen Geräusch, der das kleine Unglück hervorrief, schrak die Gräfin zusammen, daß sie von ihrem Stuhl fast emporgefahren wäre. Zum ersten Male blickten sie sich an. Und nun, ohne es zu wollen, trotz des körperlichen und seelichen Leides, das sie bei jedem Zusammentreffen ihrer Blicke quälte, kreuzten sie sie unablässig wie ein paar Klingen.

Der Abbé fühlte, daß irgend eine Verlegenheit, deren Grund er nicht ahnte, vorhanden war und suchte eine Unterhaltung zu beginnen. Er schnitt verschiedene Themata an, ohne daß seine vergeblichen Versuche einen Gedanken oder ein Wort hervorlockten.

Die Gräfin versuchte mit weiblichem Zartgefühl, ihrer Erziehung als Weltdame folgend, zwei oder drei Mal zu antworten. Vergeblich. In der Zerstörtheit ihrer Seele fand sie keine Worte, und ihre Stimme machte ihr im Schweigen des großen Raumes, in dem nur leises Gläser- und Silberklirren klang, fast Angst.

Plötzlich beugte sich ihr Mann vor und fragte:

— Schwörst Du mir hier mitten unter Deinen Kindern, daß das, was Du mir gesagt hast, wahr ist?

Die Wut, die durch ihre Adern lief, packte sie plötzlich, und sie antwortete mit derselben Energie. Sie blickte ihn fest an, hob beide Hände, die rechte gegen die Stirn ihrer Söhne, die linke zur Stirn ihrer Töchter, und dann sagte sie, ohne zu zucken, entschlossen und fest:

— Ich schwöre Dir auf das Haupt meiner Kinder, daß ich wahr gesprochen habe.

Er erhob sich, schleuderte mit verzweifelter Gebärde die Serviette auf den Tisch, wendete sich herum, daß sein Stuhl gegen die Wand flog und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer.

Sie aber sagte, indem sie einen langen Seufzer ausstieß, wie nach einem ersten Sieg, mit ruhiger Stimme:

— Achtet nicht darauf, meine lieben Kinder, Papa hat heute einen großen Kummer gehabt, und er ist noch sehr traurig. In ein paar Tagen wird es vorbei sein.

Dann sprach sie mit dem Abbé, sprach mit Miß Smith und sagte allen ihren Kindern zärtliche, liebe Worte, kleine Schmeicheleien, wie Kinderherzen sie lieben und eine Mutter sie spricht.

Als das Essen beendet war, ging sie mit der ganzen Familie in den Salon hinüber. Sie ließ sich von den Ältesten erzählen und erzählte den Kleinen Geschichten. Als dann die allgemeine Schlafensstunde gekommen war, küßte sie sie lange, schickte sie zu Bett und suchte allein ihr Zimmer auf.

Sie wartete, sie zweifelte nicht daran, daß er kommen würde. Wie nun ihre Kinder fern von ihr waren, entschloß sie sich, ihren Frauenkörper ebenso zu verteidigen, wie sie ihre Existenz als Dame der Gesellschaft verteidigt hatte. Und sie versteckte im Kleid den kleinen geladenen Revolver, den sie ein paar Tage vorher gekauft.

Die Stunden gingen vorüber, die Uhr schlug. Jedes Geräusch im Haus war erstorben, nur von der Straße herauf tönte dumpf das Rollen der Wagen, fern, gedämpft durch die Mauern.

Sie wartete entschlossen, nervös, aber jetzt ohne Furcht vor ihm, zu allem bereit, fast triumphierend, denn sie hatte eine Qual für ihn entdeckt, unter der er sein ganzes Leben hindurch leiden würde.

Aber der erste Lichtstrahl glitt nnter den Fransen der herabgelassenen Vorhänge durch, ohne daß ihr Mann erschienen wäre. Da sah sie ganz erstaunt ein, daß er nicht kommen würde. Und nach-

dem sie ihre Thür verschlossen und noch dazu den Riegel vorgeschoben, den sie hatte anbringen lassen, legte sie sich endlich zu Bett und blieb mit offenen Augen nachsinnend, ohne zu begreifen, was da vor ging, nicht fassend, was er nun thun würde, liegen.

Als die Jungfer ihr den Thee brachte, übergab sie ihr einen Brief ihres Mannes. Er zeigte ihr an, er würde eine lange Reise antreten, und eine Nachschrift enthielt die Notiz, daß sein Notar ihr alle zu ihren Ausgaben notwendigen Summen anzuweisen hätte.

---

## III

Es war in der Oper im Zwischenakt von Robert dem Teufel. Im Parkett standen die Herren, den Hut auf dem Kopf; man sah die weiße Hemdenbrust leuchten, auf der das Gold und die Steine der Knöpfe blitzten. Sie blickten hinauf nach den Logen, in denen Damen saßen in ausgeschnittenen Kleidern, mit Diamanten und Perlen geschmückt, in diesem erleuchteten großen Glashaus, in dem die Schönheit der Gesichter und das Glänzen der Schultern zu blühen scheint

für die Blicke, die während der Musik oder im Summen der menschlichen Stimmen hinaufgesendet werden.

Zwei Freunde standen nebeneinander, den Rücken zum Orchester, unterhielten sich und betrachteten durch die Operngläser diese ganze Galerie von Eleganz, diese Ausstellung von wirklichem oder falschen Liebreiz, von Edelsteinen, Luxus und Aufgeblasenheit, die da im Halbrund des großen Theaters sich breit machte.

Einer der beiden, Roger de Salins, sagte zu seinem Freunde Bernard Grandin:

— Sieh nur mal da die Gräfin Mascaret, wie schön die noch immer ist.

Der andere betrachtete nun durch sein Glas in einer Mittelloge eine stattliche Frau, die noch sehr jung schien und deren auffallende Schönheit die Augen von allen Ecken des Theaters auf sich lenkte. Ihr bleicher, elfenbeinfarbiger Teint gab ihr das Aussehen einer Bildsäule, während in ihrem Haar, schwarz wie die Nacht, ein schmales, regenbogenförmiges brillantenübersätes Diadem glitzerte, wie die Milchstraße am Himmel.

Als Bernard Grandin sie einige Zeit angesehen hatte, antwortete er in überzeugtem Ton:

— Das glaube ich schon, daß die schön ist. Wie alt kann sie etwa sein?

— Warte mal, das kann ich Dir genau sagen. Ich kenne sie von Jugend auf, ich habe ihren Eintritt in die Gesellschaft erlebt. Sie ist — — sie ist dreißig — — — sechsunddreißig.

— Nicht möglich!

— Ganz sicher.

— Sie sieht wie fünfundzwanzig aus.

— Und hat doch sieben Kinder gehabt.

— Das ist nicht möglich!

— Sie leben sogar alle sieben, und sie ist eine ausgezeichnete Mutter. Ich verkehre dort. Es ist ein sehr nettes Haus, ruhig, vernünftig. Sie löst das Problem, trotz aller gesellschaftlichen Pflichten Mutter zu sein.

— Ach, das ist eigen. Hat man nie über sie geredet?

— Nie.

— Nun und ihr Mann? Der ist etwas sonderbar, nicht wahr?

— Ja und nein. Es hat vielleicht zwischen ihnen ein kleines Drama stattgefunden, eines jener Ehedramen, die man nur so ahnt, aber von denen man nichts Bestimmtes weiß, wenn man's auch etwa erraten kann.

— Was ist denn passiert?

— Ja, ich weiß nicht recht. Mascaret ist heute ein Lebemann und war früher ein vorzüg-

licher Gatte. So lange er ein guter Ehemann war, hatte er einen gräßlichen Charakter, heftig, unangenehm; seitdem er bummelt, ist er sehr gleichgiltig geworden, aber es ist, als quälte ihn irgend etwas, als hätte er irgend einen Kummer, als fräße etwas an ihm. Er wird höllisch alt.

So philosophierten die beiden Freunde einige Minuten hindurch über den geheimen Kummer, von dem man nichts weiß, den Verschiedenheit des Charakters oder vielleicht physische Abneigung, von der man zuerst nichts ahnt, über eine Ehe bringen kann.

Roger de Salins, der unausgesetzt Gräfin Mascaret mit dem Glas beobachtete, fuhr fort:

— Man sollte es nicht glauben, daß die Frau sieben Kinder gehabt hat.

— Jawohl, und zwar in elf Jahren. Dann hat sie, als sie dreißig Jahr alt war, die Periode ihrer Mutterschaft beendet, um Weltdame zu werden, und das wird sie noch lange bleiben.

— Die armen Frauen.

— Warum beklagst Du sie?

— Warum? Ach, lieber Freund, denke doch nur mal, elf Jahre lang Mutter für eine Frau wie die da, das muß ja die reine Hölle sein. Das bedeutet: alle Jugend, alle Schönheit, alle Hoffnung auf Erfolg, alle poetischen Träume von

Glanz und Vergnügen opfern diesem scheußlichen Gesetz, Mutter zu werden, das aus der normalen Frau eine einfache Brutmaschine macht.

— Ja, so ist nun einmal die Natur.

— Jawohl. Aber ich behaupte, die Natur ist unsere Feindin. Wir müssen immer kämpfen gegen die Natur, sie führt uns immer zum Tier zurück.

Alles, was köstlich, hübsch, elegant, schön ist auf dieser Erde, hat nicht Gott gemacht, sondern der Mensch, das menschliche Gehirn. Wir haben in die Schöpfung, indem wir sie besingen, sie deuten, sie dichterisch verherrlichen, sie künstlerisch darstellen, sie wissenschaftlich erklären, und obgleich wir uns oft irren, doch in allen Phänomenen die tieferen Ursachen entdecken, etwas Anmut, Schönheit, wundersamen und geheimnisvollen Reiz hineingelegt. Gott hat nur grobe Lebewesen geschaffen, voll Krankheitskeimen, die, nach ein paar Jahren tierischen Aufblühens, alt werden und krank, mit aller Häßlichkeit und allem Jammer menschlicher Hinfälligkeit behaftet. Er hat sie, wie es scheint, nur geschaffen, um sich auf schmutzige Weise fortzupflanzen, dann zu sterben wie eine Eintagsfliege an einem Sommerabend. Ich habe gesagt, um sich auf schmutzige Weise fortzupflanzen, dabei bleibe ich. Was giebt es in der That

Niedrigeres, Abstoßenderes, als diesen lächerlichen Akt, sein Geschlecht fortzupflanzen, gegen den alle feiner empfindenden Seelen sich immer empören und empört sein werden. Weil alle Organe, die dieser sparsame, übelwollende Schöpfer erfunden hat, nur zwei Endziele haben, warum hat er denn nicht andere ausgewählt, die weniger schmutzig und beschmutzend sind, um ihnen diese heilige Mission anzuvertrauen, das Schönste und Erhabenste, was der Mensch thun kann. Der Mund, der auch den Körper mit materieller Nahrung speist, verbreitet auch Wort und Gedanken, das Fleisch lebt durch ihn, und durch ihn werden die Gedanken kundgethan. Die Luft, die wir zum Leben mit den Lungen einatmen, teilt auch unserm Gehirn alle Düfte dieser Welt mit: den Geruch der Blumen, der Wälder, der Bäume, des Meeres. Das Ohr, das uns den Verkehr mit gleichen Wesen vermittelt, hat uns zugleich erlaubt, die Musik zu erfinden, Träume hervorzuzaubern, Glück, den Gedanken an die Ewigkeit und sogar körperliches Wohlgefühl durch Töne. Aber es ist, als hätte die immer freche und cynische Natur den Menschen hindern wollen, seine Beziehungen zur Frau je zu verschönen, zu idealisieren, zu adeln. Doch der Mensch hat die Liebe erfunden, keine schlechte Antwort dem höhnischen Gott. Und er

hat sie so mit Poesie umwoben, daß die Frau oft vergißt, zu welcher Berührung sie gezwungen ist. Die unter uns, die sich durch Begeisterung nicht darüber hinwegtäuschen können, haben das Laster erfunden und raffinierte Ausschweifungen. Wieder eine Art, Gott zu foppen und der Schönheit zu huldigen, — eine schamlose Huldigung.

Aber der gewöhnliche Mensch setzt Kinder in die Welt, wie ein durch das Gesetz dazu gezwungenes Tier.

Sieh diese Frau an. Ist's nicht scheußlich, zu denken, daß dieses köstliche Kleinod, diese Perle, die dazu geboren ist, schön zu sein, bewundert, gefeiert und angebetet zu werden, elf Jahre ihres Lebens damit verbracht hat, dem Grafen Mascaret Erben zu schenken.

Bernard Grandin sagte lächelnd:

— Du hast wohl mit vielem recht, aber nur wenige Menschen würden Dir folgen können.

Salins wurde lebhafter:

— Weißt Du, wie ich mir Gott denke? Wie eine gewaltige, schöpferische Kraft, die wir alle nicht kennen und die in den Weltenraum Milliarden von Lebewesen sät, wie ein gewaltiger Fisch im Meere laicht. Er schafft, weil das sein Beruf als Gott ist. Aber er weiß nicht, was er thut, er ahnt nicht, was aus all den in die Welt ge-

streuten Keimen wird. Der Menschheitsgedanke ist ein kleines Spiel des Zufalls und der Furchtbarkeit, ein lokales, vorübergehendes, unvorhergesehenes Ereignis, dazu verdammt, mit der Erde zu verschwinden, um vielleicht hier oder anderwärts von neuem zu beginnen, ebenso oder anders, mit neuen Kombinationen in ewigem Wiederanknüpfen. Wir danken diesem kleinen Geschehnis, daß wir uns auf der Erde sehr übel befinden, auf der Erde, die nicht für uns gemacht ist, die garnicht hergerichtet war, uns zu empfangen, zu bewirten, zu nähren und denkende Menschen zu befriedigen. Und wir verdanken es ihm auch, daß wir unausgesetzt kämpfen müssen, wenn wir wirklich raffinierte Kulturmenschen sind, gegen das, was man die Vorsehung nennt.

Grandin hörte aufmerksam zu. Er kannte längst die seltsamen Blasen, die des Freundes Phantasie warf, und fragte:

— Du meinst also, daß der Menschheitsgedanke ein spontanes Produkt der blinden göttlichen Schaffenskraft sei?

— Allerdings, eine zufällige Funktion des Nervenzentrums in unserm Gehirn, genau so unvorhergesehen, wie chemische Einflüsse durch neue Mischungen, genau so, wie eine Erzeugung von Elektrizität durch Berührung oder plötzliches Nahe-

kommen von Gegenständen, kurz wie alle Phänomene, die durch unendliche Gährung und Fruchtbarkeit der Lebensmaterie hervorgebracht werden.

Aber lieber Freund, die Sache ist jedem klar, der mit offenen Augen um sich blickt. Wenn der menschliche Gedanke, durch einen bewußten Schöpfer hervorgebracht, das hätte sein sollen, was er geworden ist, so verschieden vom tierischen Gedanken, immer erregt, gequält, Forderungen aufstellend, suchend, wäre dann die Schöpfung, um das Wesen zu empfangen, das wir heut zu Tage sind, heute, jener unkomfortabele kleine Tierpark geworden, jenes Salatbeet, jener Gemüsegarten, kugelförmig und felsig, auf dem eure Vorsehung uns bestimmt hatte, nackt in Höhlen oder unter Bäumen zu leben vom Fleisch getöteter Tiere, unserer Brüder, oder von rohen Feldfrüchten, die bei Sonnenschein und Regen gewachsen sind.

Man braucht nur einen Augenblick nachzudenken, um zur Erkenntnis zu kommen, daß diese Welt für Wesen, wie wir sind, garnicht geschaffen worden ist.

Betrachte diese Erde, wie Gott sie denen geschenkt hat, die darauf wohnen. Ist sie nicht augenscheinlich ganz allein für Tiere geschaffen, bepflanzt und bewaldet? Was ist für uns da? Nichts. Und für sie alles: Höhlen, Bäume, Blätter,

Quellen, Lager für die Nacht, Speise und Trank. Und empfindliche Menschen, wie ich, befinden sich infolgedessen auf der Erde nie wohl. Nur die, die sich dem Vieh nähern, sind zufrieden und glücklich. Aber die anderen, die Dichter, die feinbesaiteten, die Träumer, die Sucher? Arme Menschen!

Ich esse Kohl und Karotten allerdings, Zwiebeln, Rüben und Radieschen, weil wir einmal gezwungen sind, uns daran zu gewöhnen, sogar Geschmack daran zu finden, und weil anderes nicht wächst. Aber das ist doch eine Nahrung für Kaninchen und Ziegen, wie Gras und Klee die Nahrung von Pferd und Kuh ist. Wenn ich die Ähren anblicke auf einem reifen Feld, zweifle ich nicht daran, daß das hier gewachsen ist für die Schnäbel der Spatzen oder Lerchen, aber nicht für meinen Mund. Wenn ich Brot kaue, stehle ich es also den Vögeln, wie ich den Fuchs und das Wiesel bestehle, wenn ich Hühner esse; Schnepfen, Tauben und Rebhühner — ist das alles nicht die natürliche Beute des Sperbers? Schaf, Reh und Ochse eher die Nahrung der wilden Bestien vielmehr, als um uns als saftiger Braten serviert zu werden mit Trüffeln, die eigens für uns durch Schweine gesucht worden sind.

Nein, mein Lieber, die Tiere brauchen nichts

zu thun, um hier auf der Erde zu leben. Sie sind zu Haus, sie wohnen in ihrer Wohnung, sie werden genährt, sie brauchen nur zu kauen, zu jagen, sich je nach ihrem Instinkt gegenseitig aufzufressen, denn Gott hat nie an milde und verfeinerte Sitten gedacht. Er hat nur den Tod der Wesen vorhergesehen, die sich hier gegenseitig anfallen und verzehren. Wir aber, o weh, o weh, wir brauchten Arbeit, Anstrengung, Geduld, Erfahrung, Einbildungskraft, Industrie, Talent, Genie, um diesen wurzelbewachsenen, steinigen Boden nur so ziemlich bewohnbar zu machen. Denke doch daran, was wir trotz der Natur, ja, gegen die Natur gearbeitet haben, um uns hier einzurichten auf sehr mäßige Weise, kaum reinlich, kaum komfortabel, kaum elegant, unser nicht würdig.

Und je zivilisierter, je intelligenter, je raffinierter wir sind, desto mehr müssen wir den Tierinstinkt, der in uns den Willen Gottes darstellt, bekämpfen.

Denke nur, wir haben die ganze Civilisation erfinden müssen, die so viel Dinge umfaßt, so viel verschiedener Art, von den Strümpfen bis zum Telephon. Denke an das, was Du täglich siehst, an all das, was uns auf alle mögliche Weise dient.

Um unser Viehdasein erträglich zu machen,

haben wir alles mögliche erfunden und fabriziert, haben mit Häusern angefangen, mit ausgesuchten Speisen, Saucen, Bonbons, Pasteten, Getränken, Likören, Stoffen, Kleidungsstücken, Schmuck, Betten, Matratzen, Wagen, Eisenbahnen und zahllosen Maschinen. Dazu haben wir die Wissenschaften und die Künste, Schrift und Verse erfunden, ja wir haben die Künste, die Poesie, die Musik, die Malerei geschaffen, alles, jedes kommt von uns, und auch alles Reizende im Leben, die Toiletten der Frauen und das Talent der Männer, die endlich ein ganz klein wenig unsern Augen wohlgethan haben, indem sie das einfache Fortpflanzungsdasein, für das uns die göttliche Vorsehung einzig geschaffen, etwas weniger hart und monoton machten.

Sieh dieses Theater an. Bedeutet es nicht eine ganz von uns geschaffene Welt, von der die göttliche Vorsehung nichts wußte, die nur unser Verstand fassen kann, eine köstliche Zerstreuung, sinnlich, intelligent, nur für das und von dem kleinen, unzufriedenen, unruhigen Tierchen erfunden, das wir sind.

Sieh diese Frau an, die Gräfin Mascaret. Gott hat sie geschaffen, um nackt oder in Tierfelle gekleidet in einer Grotte zu leben. Ist ihr nicht wohler so? Aber weiß man nun bei alledem,

warum ihr rüder Kerl von Mann, der eine solche Frau besaß und vor allem, nachdem er roh genug war, sie sieben mal Mutter werden zu lassen, sie plötzlich vernachlässigt und Dirnen nachläuft.

Grandin antwortete:

— Ja, lieber Freund, das wird wohl der einzige Grund sein. Er hat wahrscheinlich entdeckt, daß, wenn er zu Haus bliebe, ihm die Geschichte zu teuer würde, und durch häusliche Sparsamkeit ist er auf dieselben Grundsätze gekommen, wie Du als Philosoph.

Die drei Hammerschläge ertönten zum Beginn des letzten Aktes. Die beiden Freunde drehten sich herum, nahmen die Hüte ab und setzten sich.

---

## IV

Graf und Gräfin Mascaret saßen schweigend Seite an Seite im Coupé, das sie nach der Vorstellung der Oper nach Hause fuhr. Plötzlich sagte der Mann zu seiner Frau:

— Gabriele.

— Was willst Du?

— Findest Du nicht, daß das lange genug gedauert hat?

— Was denn?

— Die furchtbare Qual, zu der Du mich seit sechs Jahren verdammt hast.

— Ja, ich kann doch nichts dafür.

— Sage mir endlich, welches Kind es ist.

— Niemals.

— Denke doch nur, ich kann ja meine Kinder nicht mehr ansehen, sie nicht mehr um mich wissen, ohne daß der Zweifel mir das Herz zerreißt. Sage mir welches, und ich schwöre Dir, daß ich verzeihen und eines genau so behandeln will wie das andere.

— Dazu habe ich kein Recht.

— Siehst Du denn nicht, daß ich dieses Leben nicht mehr ertragen kann, daß dieser Gedanke mich vernichtet und diese Frage, die ich mir unausgesetzt stelle, diese Frage, die mich jedesmal quält, wenn ich sie ansehe? — Ich werde ja verrückt dabei.

Sie fragte;

— Hast Du denn sehr gelitten?

— Fürchterlich. Wäre ich sonst auf das Gräßliche eingegangen, an Deiner Seite weiterzuleben und das noch Schrecklichere, zu fühlen, zu wissen, daß unter den Kindern eines ist, das ich nicht

anerkennen kann und das mich hindert, die anderen zu lieben.

Sie wiederholte:

— Also Du hast wirklich sehr gelitten?

Er antwortete wieder im selben schmerzlichen Ton:

— Aber ich sage Dir doch täglich, daß es eine furchtbare Qual für mich ist. Wäre ich sonst wiedergekommen, in diesem Haus geblieben, bei Dir, bei jenen, wenn ich euch nicht liebte? Du hast Dich schrecklich gegen mich benommen. Meine Kinder sind mein einziges Glück, das weißt Du, ich bin für sie ein Vater wie aus alter Zeit, wie ich Dir gegenüber ein Ehemann gewesen bin, wie er früher war. Denn ich bleibe ein einfacher Mensch, ein natürlicher Mensch, ein Mensch wie sie früher waren. Ja ich gestehe, Du hast mich furchtbar eifersüchtig gemacht, weil Du eine Frau bist von anderer Rasse, mit anderen Gedanken, andern Bedürfnissen. Ich werde nie vergessen, was Du mir gesagt hast. Von dem Tage ab habe ich mich nicht mehr um Dich gekümmert. Ich habe Dich nicht getötet, weil ich dann keine Möglichkeit mehr auf der Erde gehabt hätte, herauszufinden, welches von unsern, von Deinen Kindern mir nicht gehört. Ich habe gewartet, aber ich habe mehr gelitten, als Du begreifen könntest. Denn ich

wage sie nicht mehr zu lieben, vielleicht bis auf die beiden Ältesten, ich wage sie nicht mehr anzublicken, sie zu rufen, sie zu küssen. Ich kann keines mehr auf die Kniee nehmen, ohne mich zu fragen: gehört es mir? Seit sechs Jahren bin ich gegen Dich korrekt, sogar weich und nachgiebig gewesen. Sage mir jetzt die Wahrheit, und ich schwöre Dir, ich will Dir nichts thun.

Er meinte im Dunkel des Wagens zu erraten, daß sie bewegt war, glaubte zu fühlen, daß sie endlich sprechen würde, und fuhr fort:

— Ich bitte Dich, ich flehe Dich an.

Sie flüsterte:

— Ich bin vielleicht schuldiger, als Du denkst. Aber ich konnte jenes fürchterliche Leben in unausgesetzter Mutterschaft nicht mehr fortführen. Es gab nur ein Mittel, Dich von mir zu verscheuchen: ich habe vor Gott gelogen, habe gelogen, die Hände auf den Häuptern meiner Kinder, denn ich habe Dich nie betrogen.

Er nahm in der Dunkelheit ihren Arm und preßte ihn wie am Tag ihrer furchtbaren Ausfahrt ins Bois, während er stammelte:

— Ist das wahr?

— Es ist wahr.

Aber er stöhnte vor Qual:

— Ach, ich werde wieder zweifeln und zweifeln

ohne Ende. Wann hast Du gelogen, damals oder heute. Wie soll ich Dir jetzt glauben, wie soll ich danach einer Frau glauben? Ich werde ja nie wissen, was ich denken soll. Mir wäre es lieber, Du hättest gesagt: Jacques ist es oder Jeanne.

Der Wagen fuhr in den Hof des Palais. Als er vor der Treppe hielt, stieg der Graf zuerst aus und bot wie immer seiner Frau den Arm, um sie die Stufen hinauf zu führen.

Als sie im ersten Stock standen, fragte er:

— Kann ich Dich noch ein paar Augenblicke sprechen?

Sie antwortete: — Sehr gern!

Sie traten in einen kleinen Salon, in dem der Diener, erstaunt, die Lichter anzündete.

Als sie allein waren, begann er:

— Wie soll ich die Wahrheit erfahren? Ich habe Dich tausendmal gebeten, zu sprechen, Du bist stumm, undurchdringlich, unbeweglich geblieben. Und nun sagst Du mir heute, daß Du gelogen hast. Sechs Jahre hindurch hast Du mich so etwas glauben lassen können. Nein, heute lügst Du. Ich weiß nicht warum, vielleicht aus Mitleid mit mir.

Sie antwortete offen und ehrlich:

— Aber sonst hätte ich während dieser letzten sechs Jahre noch vier Kinder gehabt.

Er rief:

— So redet eine Mutter!

— Oh, — sagte sie, — ich fühle mich garnicht als Mutter der Kinder, die nicht geboren sind. Mir genügt es völlig, die Mutter derjenigen zu sein, die ich besitze, und sie von Herzen lieb zu haben. Wir sind Frauen der zivilisierten Welt, wir sind nicht mehr und wir wollen nicht mehr sein: einfach Weibchen, die die Erde bevölkern.

Sie erhob sich, aber er nahm ihre Hand:

— Ein Wort, Gabriele, nur ein Wort. Sage mir die Wahrheit.

— Ich habe sie Dir eben gesagt: ich habe Dich nie betrogen.

Er sah sie voll an. Wie war sie so schön mit ihren grauen Augen gleich einem kalten, klaren Himmel; in ihrer dunklen Frisur, in jener Nacht des schwarzen Haares, leuchtete das diamantenübersäte Diadem wie eine Milchstraße. Da fühlte er plötzlich, fühlte durch eine Art Eingebung, daß dieses Wesen nicht mehr nur eine Frau war, um ihre Rasse fortzupflanzen, sondern das seltsame geheime Produkt all der komplizierten Wünsche, die jahrhundertelang in uns aufgespeichert sind und vom primitiven göttlichen Ziele sich abgewendet haben, zu einer mystischen unfaßbaren Schönheit irrend. Es sind Wesen, die nur blühen

für unsere Träume, geschmückt mit allem, was die Civilisation an Poesie, idealem Luxus, Koketterie und ästhetischem Liebreiz um die Frau ausgestreut, eine lebende Bildsäule, die ebenso geistige Wünsche erregt, wie sie sinnliche Begierden reizt.

Der Gatte stand vor ihr, ganz verdutzt über diese allmählich gekommene, dunkle Entdeckung, verwirrt nach dem Grunde seiner früheren Eifersucht suchend, indem er das alles nicht recht verstand.

Endlich sagte er:

— Ich glaube Dir. Ich fühle, daß Du in diesem Augenblick nicht lügst, und früher habe ich allerdings immer geglaubt, daß Du gelogen.

Sie streckte ihm die Hand entgegen:

— Also, dann sind wir Freunde?

Er nahm diese Hand, küßte sie und antwortete:

— Wir sind Freunde. Dank Gabriele.

Dann ging er hinaus ohne den Blick von ihr zu lassen, betroffen, daß sie so schön war, indem ein seltsames neues Gefühl in ihm aufstieg, furchtbarer vielleicht als die einfache altväterische Liebe.

---

# Das Olivenfeld

# I

Als die Leute im Hafen des kleinen provençalischen Städtchens Garandou am Meerbusen von Pisca zwischen Marseille und Toulon das Boot des Abbé Vilbois vom Fischfang heimkehren sahen, gingen sie an den Strand hinunter, um ihm zu helfen, sein Boot an Land zu ziehen.

Der Abbé saß allein darin und ruderte wie ein wirklicher Matrose, trotz seiner achtundfünfzig Jahre, mit seltener Kraftentfaltung. Die Ärmel hatte er über die muskulösen Arme zurückgeschlagen und das Priestergewand, unten aufgeschürzt und zwischen den Knieen eingeklemmt, auf der Brust etwas aufgeknöpft. Sein Dreimaster lag auf der Bank an seiner Seite. Statt dessen trug er auf dem Kopf einen mit weißer Leinwand überzogenen glockenförmigen Korkhut. Der Mann sah aus wie einer jener eigentümlichen, derben Geistlichen südlicher Länder, die mehr für allerlei Abenteuer gemacht scheinen, als um Messe zu lesen.

Ab und zu blickte er hinter sich, um den Punkt,

wo er landen wollte, genau im Auge zu behalten. Dann begann er wieder zu rudern in rhythmischem, kräftig gleichmäßigem Schwung, um wieder einmal diesen schlechten Südlandsmatrosen zu zeigen, wie man im Norden sich in die Riemen legt.

Das Boot kam herangesaust, berührte den Sand und glitt darüber hin, den Kiel eingrabend, als wollte es den ganzen Strand hinauffahren. Dann blieb es mit einem Ruck stehen und die fünf Männer, die den Pfarrer kommen gesehen, traten, dem Geistlichen zufrieden entgegenlächelnd, heran.

— Na, — sagte der eine in stark provençalischen Accent, — haben Sie denn was gefangen, Herr Pfarrer?

Der Abbé Vilbois zog die Ruder ein, nahm den Glockenhut ab, setzte den Dreimaster auf, schlug die Ärmel über die Arme herunter, knöpfte seinen Rock zu, und nachdem er dann Haltung und Würde des Dorfgeistlichen wiedergefunden, antwortete er stolz:

— Natürlich! Natürlich! Viel gefangen: drei Wolfsbarsche, zwei Muränen und einige Girellen.

Die fünf Fischer hatten sich der Barke genähert, beugten sich über Bord und betrachteten mit Kennermiene die toten Tiere, die fetten Barsche, die Muränen mit dem platten Kopf, ekelhafte Meerschlangen, und die violetten Girellen, im Zick=

zack mit goldschimmernden Bändern von orange Farbe gestreift.

Einer von ihnen meinte:

— Ich will Ihnen die Tiere bringen.

— Danke, mein Alter.

Er drückte ihnen die Hände, und, von dem Mann gefolgt, ging er davon, während die anderen sein Boot in Ordnung brachten.

Er schritt mit langen Schritten kräftig und würdig hin. Da ihm noch warm war, weil er sich beim Rudern so angestrengt, nahm er ab und zu, wenn er unter den leichten Schatten von Olivenbäumen hindurchkam, den Hut ab, um der noch immer lauwarmen Abendluft, die nur durch einen leichten Wind vom Meer her etwas erfrischt war, den viereckigen Schädel auszusetzen, auf dem weiße Haare straff und aufrecht standen, mehr ein Offizierskopf als der eines Priesters. Nun erschien das Dorf auf einem Hügel mitten in einem breiten Thal, das sich allmählich zum Meer hinabsenkte.

Es war an einem Juliabend. Die strahlende Sonne, die nahe daran war, hinter einer zackigen fernen Hügelreihe zu verschwinden, zeichnete auf der weißen Straße, die durch den Staub wie in ein Leichentuch gehüllt war, endlos langgestreckt den Schatten des Geistlichen ab. Sein riesiger Dreimaster warf auf das benachbarte Feld einen

großen dunklen Fleck, der wie spielend im Vorübergehen an allen Olivenbäumen hinaufzuklettern schien, um wieder zu Boden zu fallen, und zwischen den Bäumen hinzugleiten.

Unter den Füßen des Abbé Vilbois erhob sich eine dünne Wolke jenes feinen Staubes, der im Sommer alle Wege der Provence bedeckt. Er stiebte um das Priesterkleid herum, umschleierte und bedeckte es unten mit feiner, immer weißer werdender Decke. Der Abbé ging jetzt erfrischt, die Hände in den Taschen, mit langsamen und festen Schritten hin, wie ein Bergsteiger, der einen Berg erklimmt. Seine ruhigen Augen blickten auf das Dorf, auf sein Dorf, wo er seit zwanzig Jahren Pfarrer war, das Dorf, das er sich ausgesucht und durch hohe Verbindungen auch erhalten, das Dorf, wo er auch sterben wollte. Die Kirche, seine Kirche, erhob sich über die darum liegenden Häuser, und ihre beiden dunklen Türme, viereckig und ungleich, zeichneten sich in dem schönen Südlandsthal mit ihren altertümlichen Umrissen ab, mehr wie Verteidigungstürme einer Festung, als Kirchtürme eines Heiligtums.

Der Abbé war guter Laune, denn er hatte drei Barsche, zwei Muränen und ein paar Girellen gefangen.

Das gab wieder einen Triumph bei seinen

Beichtkindern, einen Triumph für ihn, den man hauptsächlich deshalb hochachtete, weil er trotz seines Alters vielleicht der stärkste Mann im ganzen Lande war. In diesen kleinen, menschlichen Eitelkeiten bestand sein größtes Glück. Er handhabte so sicher die Pistole, daß er Blumenstengel mit der Kugel zerschoß, focht manchmal mit seinem Nachbar, dem Tabakhändler, einem ehemaligen Feldwebel und schwamm besser, als irgend jemand an der Küste.

Übrigens war der Baron Vilbois einst in der Gesellschaft ein sehr bekannter Mann und sehr elegant gewesen, der wegen eines Liebeskummers mit zweiunddreißig Jahren Geistlicher geworden war.

Er entstammte einer alten royalistischen, kirchlich gesinnten Familie aus der Picardie, die seit mehreren Jahrhunderten ihre Söhne Soldaten, Beamte oder Priester werden ließ. Zuerst hatte er in einen Orden eintreten sollen auf Wunsch seiner Mutter, dann aber hatte er sich auf Bitten seines Vaters entschlossen, nach Paris zu gehen, die Rechte zu studieren und darauf sich einen Beruf zu suchen.

Aber während er studierte, erlag sein Vater einer Lungenentzündung, die er sich auf der Wasserjagd geholt und seine Mutter starb aus Kummer bald darauf.

Da er nun plötzlich ein großes Vermögen geerbt, verzichtete er auf eine Beamtenlaufbahn irgend welcher Art, um nur von seinen Renten zu leben.

Er war ein schöner Kerl, klug, obgleich durch seine gläubigen Traditionen und seine Grundsätze, die erblich waren, wie seine provençalischen Junkermuskeln, etwas beschränkt. Er gefiel, hatte auch bei ernsten Leuten Erfolg und genoß als vernünftiger, reicher, junger Mensch sein Leben.

Da verliebte er sich in eine Schauspielerin, eine Conservatoristin, die mit Erfolg im Odeon zum ersten Male auftrat und die er ein paar Mal bei einem Freunde getroffen.

Er verliebte sich in sie mit der ganzen Kraft und Gewalt eines Menschen, der geboren ist, um alles, was er anfaßt, ganz zu thun. Er verliebte sich, als er sie in der romantischen Rolle sah, in der sie am Tag, an dem sie zum ersten Mal vor das Publikum getreten, einen großen Erfolg hatte.

Sie war hübsch, von Natur etwas verdorben, mit einem kindlich naiven Ausdruck, den er ihr Engelsangesicht nannte. Es gelang ihr, ihn vollkommen in Fesseln zu schlagen und aus ihm einen jener verrückten Gefangenen zu machen, einen jener Liebesrasenden, die ein Blick oder eine Schürze auf dem Scheiterhaufen der tötlichen Leidenschaft brennen läßt. Er begann also mit ihr ein Ver-

hältnis, ließ sie vom Theater abgehen und liebte sie vier Jahre lang mit immer steigender Leidenschaft. Er hätte sie schließlich trotz seines Namens und der Traditionen seiner Familie geheiratet, wenn er nicht eines Tages die Entdeckung gemacht hätte, daß sie ihn seit langer Zeit schon mit dem Freunde, durch den er sie kennen gelernt, betrog.

Das Drama war um so schrecklicher, als sie sich Mutter fühlte und er die Geburt des Kindes erwartete, um sich zur Heirat zu entschließen.

Als er die Beweise, die Briefe, die er in einem Fach gefunden, in Händen hielt, warf er ihr ihre Untreue vor, ihre Niedertracht, ihre Schmach, mit der ganzen Roheit eines Halbwilden, der er immer geblieben. Aber sie, ein echtes Pariser Kind, ebenso unverschämt wie unzüchtig, des anderen genau so sicher wie dieses, und verwegen wie eine Tochter des Volkes, die aus reinem Übermut auf die Barrikaden klettert, trat ihm entgegen, beschimpfte ihn. Als er die Hand hob, deutete sie auf ihren schwangeren Leib.

Er hielt inne, erbleichte, überlegte sich, daß er hier angesichts eines Kindes stand, eines Kindes in diesem beschmutzten ekelhaften Leib, in dieser unreinen Kreatur, — vor seinem Kind. Da stürzte er sich auf sie, um sie beide zu zerschmettern, die

doppelte Schmach auszulöschen. Sie hatte Furcht, sah sich verloren und, da sie unter seinen Fäusten zu Boden fiel, da sie seinen Fuß schon erhoben sah, um den Leib, in dem ein junges Menschenleben keimte, zu zertreten, rief sie ihm zu, indem sie ihm die Hände entgegenstreckte:

— Töte mich nicht, es ist nicht Dein Kind, es ist seines.

Er machte einen Satz rückwärts, so erschrocken, so erschüttert, daß seine Wut gebannt war, wie sein Fuß, den er niederzusetzen vergaß. Und nun stammelte er:

— Was sagst Du?

Sie war plötzlich toll vor Angst angesichts der Todesdrohung, die aus den Augen und der fürchterlichen Gebärde des Mannes leuchtete, und sie wiederholte:

— Es ist nicht Dein Kind, es ist seines.

Er flüsterte vernichtet zwischen den Zähnen:

— Das Kind?

— Ja.

— Du lügst.

Und von neuem erhob er den Fuß, als wollte er jemand zerschmettern, während seine Geliebte, auf den Knieen liegend, zurückzurutschen versuchte und stammelte:

— Ich sage Dir, es ist sein Kind. Wenn es

Deines wäre, hätte ich es da nicht längst gehabt?

Dieser Beweisgrund traf ihn, wie die Wahrheit selbst. In einem jener Gedankenblitze, in dem alles Nachdenken plötzlich aufleuchtet, wie eine scharfe unumstößliche, zusammenfassende und unwiderstehliche Wahrheit, kam ihm die Überzeugung, die Sicherheit, daß er nicht der Vater dieses elenden Dirnenkindes sei, das sie unter dem Herzen trug. Und erleichtert, befreit, plötzlich beruhigt, dachte er nicht mehr daran, dieses infame Geschöpf zu mißhandeln.

Er sagte mit ruhiger Stimme:

— Steh auf, mach daß Du hinaus kommst und daß ich Dich nie wiedersehe.

Besiegt gehorchte sie und ging.

Er sah sie nie wieder.

Und auch er ging. Er reiste nach dem Süden, der Sonne entgegen und blieb zufällig in einem Thälchen am Strand des Mittelländischen Meeres. Ein Wirtshaus gefiel ihm, das den Blick auf die See hatte, dort nahm er ein Zimmer und blieb, blieb anderthalb Jahr dort wohnen in Verzweiflung, Kummer, in völliger Einsamkeit. Er wohnte dort mit dem verzehrenden Angedenken an die verräterische Frau, an ihren Reiz und ihre unwiderstehlichen Verführungskünste, und mit

Schmerzen immer an ihre Gegenwart und ihre Liebkosung denkend.

Er irrte durch die Thäler der Provence, unter den grauen Blättern der Olivenbäume, durch die die Sonne schien, hin, wie von einem Gespenst verfolgt.

Aber seine einstigen frommen Gedanken, die ersten Glaubenskräfte, die nachgelassen hatten inzwischen, kamen nun wieder langsam ihm in dieser schmerzlichen Einsamkeit zu Sinnen. Die Religion, die ihm früher wie eine Weltflucht vor dem unbekannten Leben erschienen war, erschien ihm jetzt wie ein Schutz gegen das quälende, betrügerische Dasein. Er betete noch immer wie früher, und er legte all seinen Kummer in sein Gebet. Und oft kniete er in der dämmerigen Kirche, in der nur im Dunkel des Chors die ewige Lampe leuchtete, die heilige Wärterin des Tempels, das Symbol der Anwesenheit Gottes.

Diesem Gott, seinem Gott, vertraute er sein Leid an, klagte ihm all sein Unglück. Er bat ihn um Rat, Mitleid, Hilfe, Schutz, Trost, und in sein immer innigeres Gebet legte er immer tiefere Inbrunst hinein.

Sein gequältes Herz, das durch Weibesliebe gepeinigt worden, blieb wie eine offene Wunde, zitternd, immer liebebedürftig. Und allmählich durch

Gebet, indem er — ein Einsiedler — in immer größerer Frömmigkeit lebte und sich jenem geheimen Verkehr gläubiger Seelen mit dem tröstenden Gott, der die Elenden über die Erde erhebt, verband, wuchs in ihm die mystische Liebe zu Gott und ward Herr über die andere.

Da kam er auf seine ersten Absichten zurück und beschloß der Kirche sein vernichtetes Leben, das er ihr hätte jungfräulich geben sollen, zu weihen.

Er wurde Priester. Durch seine Familie, durch seine Verbindungen gelang es ihm, hier in diesem provençalischen Dorf, wohin ihn der Zufall geführt, Pfarrer zu werden. Und nachdem er einen großen Teil seines Vermögens milden Stiftungen überwiesen und nur das behalten hatte, was ihn befähigte, bis zu seinem Tode den Armen zu helfen und zu nützen, floh er in das ruhige Dasein des Dienstes Gottes und seiner Nächsten.

Er wurde ein Priester mit engem Gesichtskreis, aber ein guter Mensch, eine Art religiöser Bannerträger, mit dem Temperament des Soldaten, ein Kirchenmann, der gewaltsam auf dem geraden Weg führte die Irrenden, Blinden in jenem Wald des Lebens, in dem alle unsere Instinkte, unsere Liebhabereien, unsere Wünsche nur Nebenpfade sind, auf denen wir uns verirren. Aber in ihm blieb doch viel von dem, was er früher gewesen. Er

4*

liebte noch immer körperliche Übungen, vornehmen Sport und Waffen, und er haßte die Frauen alle mit der Furcht eines Kindes vor einer mysteriösen Gefahr.

---

## II

Der Matrose, der dem Priester folgte, fühlte das echt südliche Bedürfnis, zu schwatzen. Er wagte es zuerst nicht, denn der Abbé übte auf die ihm anvertraute Herde große Gewalt. Endlich faßte er sich ein Herz:

— Nu, Herr Pfarrer, Sie fühlen sich also wohl in Ihrem Landhäuschen?

Das Landhäuschen war eine jener winzigen Behausungen, in die die Leute aus Stadt oder Dorf in der Provence sich im Sommer zurückziehen, um frische Luft zu genießen. Der Abbé hatte das Häuschen gemietet, das auf freiem Felde, fünf Minuten vom Pfarrhaus entfernt, lag. Der Pfarrhof war zu klein und mitten in der Gemeinde eng an der Kirche angebaut.

Dieses Landhaus bewohnte er nicht regelmäßig, nicht einmal im Sommer, nur ab und zu ging er

ein paar Tage dorthin, um im Freien und Grünen zu leben und Pistole zu schießen.

— Ja, lieber Freund, — sagte der Priester, — ich befinde mich dort sehr wohl.

Das niedrige Haus kam in Sicht, mitten zwischen Bäumen, rosa bemalt, für das Auge in einzelne Stücke geschnitten, durch die Zweige und Blätter der Olivenbäume, mit denen ein nicht eingehegtes Feld beflanzt war, aus denen es herauswuchs wie ein großer Champignon in der Provence.

Jetzt gewahrte man eine große Frau, die vor der Thür hin und herging, einen kleinen Tisch zum Essen deckte, auf den sie jedesmal, wenn sie aus dem Haus kam, mit Langsamkeit Messer und Gabel, einen Teller, eine Serviette, ein Stück Brot und ein Glas setzte. Sie trug das kleine Häubchen der Frauen von Arles, ein spitzes Ding aus schwarzem Samt, auf dem etwas wie ein weißer Pilz saß.

Als der Abbé in Hörweite gekommen war, rief er:

— Nun Margarete!

Sie blieb stehen, blickte hin, erkannte ihren Herrn und antwortete:

— Ach nee, Sie sind's Herr Pfarrer!

— Ja. Ich bringe schöne Fische mit. Sie

müssen mir gleich mal einen Barsch auf den Rost thun. Ein Barsch, — nur in Butter, hören Sie?

Die Dienerin kam den beiden Männern entgegen und betrachtete mit Kenneraugen die Fische, die der Matrose trug.

— Wir haben aber schon Huhn mit Reis! — sagte sie.

— Das schadet nichts. Morgen schmeckt der Fisch nicht wie heute, heute muß ich mal schlemmen. Das passiert mir nicht allzu häufig, und dann ist's auch keine große Sünde.

Die Frau suchte einen Wolfsbarsch aus, und als sie fortging und den Fisch mitnahm, drehte sie sich noch einmal um:

— Es ist auch schon drei Mal ein Mann dagewesen, der Sie sprechen wollte.

Er fragte gleichgiltig:

— Ein Mann? Was für eine Art Mann?

— Nu, einer der nicht sehr vertrauenswürdig aussieht.

— Also ein Bettler?

— Vielleicht, ich weiß nicht. Ich glaube eher ein Landstreicher.

Der Abbé Vilbois begann zu lachen, denn er kannte die ängstliche Natur Margaretens, die nie in dem Landhäuschen wohnen konnte, ohne sich

den ganzen Tag hindurch und hauptsächlich nachts einzubilden, daß sie ermordet werden würden.

Er gab dem Seemann ein paar Kupfermünzen und sagte, da er alle seine früheren Gentlemansgewohnheiten beibehalten: — Ich werde mir noch etwas das Gesicht und die Hände waschen.

Margarete rief aus der Küche, während sie mit einem Messer den Rücken der Barsche schabte, deren etwas blutbefleckte Schuppen wie Goldstücke heruntergingen:

— Da ist er.

Der Abbé sah nach der Straße hinaus und gewahrte in der That einen Mann, der ihm von weitem schlecht gekleidet schien und der sich jetzt mit raschen Schritten dem Haus näherte.

Er erwartete ihn, immer noch lächelnd über die Furcht seiner Dienerin, und dachte: Na, der sieht allerdings wie ein Landstreicher aus.

Der Unbekannte näherte sich, die Hände in den Taschen, den Priester anblickend, ohne sich weiter zu beeilen. Er war jung und trug einen blonden Vollbart. Unter einem weichen Filzhut quollen Locken hervor; der Hut war so schmutzig und formlos, daß niemand Farbe oder Gestalt hätte erraten können.

Der Mann war mit einem langen, braunen Überzieher bekleidet, unter dem eine ausgefranzte

Hose hervorschaute. An den Füßen trug er Ginsterschuhe, und das gab ihm einen schleichenden, lautlosen, beunruhigenden Gang, wie ihn die Stromer haben.

Als er ein paar Schritte vom Geistlichen stand, nahm er den Filz ab, den er auf dem Kopf trug, grüßte etwas theatralisch, so daß man einen ein wenig verlebten hübschen Kopf sah, der oben kahl war, das Zeichen von großen Strapazen oder übermäßigen Ausschweifungen, denn der Mensch war sicher nicht älter als fünfundzwanzig Jahre.

Sofort grüßte auch der Priester. Er ahnte und fühlte, daß es nicht ein gewöhnlicher Bummler sei, ein Arbeiter ohne Arbeit oder ein entlassener Sträfling, der zwischen zwei Strafzeiten herumirrt und kaum eine andere Sprache versteht, als den geheimnisvollen Jargon des Bagnos.

— Guten Tag, Herr Pfarrer! — sagte der Mann. Der Pfarrer antwortete einfach:

— Grüß Gott!

Er wollte diesen verdächtig zerlumpten Kerl nicht „Herr“ nennen. Sie sahen sich gerade in die Augen, und Abbé Vilbois fühlte sich beim Blick dieses Landstreichers etwas verlegen, bewegt, wie angesichts eines unbekannten Feindes. Eines jener seltsamen Gefühle von Beunruhigung, die

einem in einem Schauer über den Leib gehen und ins Blut zu treten scheinen, überlief ihn.

Endlich sagte der Bummler:

— Na, kennen Sie mich wieder?

Der Priester antwortete sehr erstaunt:

— Nein, nicht im geringsten. Ich kenne Sie nicht.

— Ach, Sie kennen mich nicht! Sehen Sie mich mal genau an.

— Ich kann Sie genau ansehen, ich habe Sie nie gesehen.

— Das ist richtig, — sagte der andere ironisch. — Aber ich will Ihnen mal jemand zeigen, den Sie besser kennen.

Er setzte den Hut wieder auf, knöpfte den Überzieher auf. Er hatte keinen Rock darunter, ein roter Gürtel, der um seinen mageren Leib geschlungen war, hielt die Hose auf den Hüften.

Er nahm einen Briefumschlag aus der Tasche, eines jener unwahrscheinlichen Couverts, das marmoriert ist von allen möglichen Flecken, einen jener Umschäge, worin Bummler und Landstreicher im Rock irgend welche falschen, gestohlenen oder eigenen Papiere tragen als unentbehrliche Verteidigungsmittel ihrer Freiheit gegenüber dem Landgendarm. Dem entnahm er eine Photographie, groß wie ein Brief, wie sie früher angefertigt

wurden, vergilbt, verbraucht, lange Zeit überall mit herumgeschleppt, am warmen Leib dieses Mannes getragen und durch die Ausdünstung verblichen.

Er hob die Photographie in Augenhöhe und fragte:

— Den da kennen Sie doch?

Der Abbé trat zwei Schritte näher und blieb, bleich geworden, verstört stehen, denn es war sein Bild, einst in der fernen Zeit seiner Liebe für sie eigens angefertigt.

Er antwortete nichts, er begriff nicht.

Der Landstreicher sagte noch einmal:

— Kennen Sie's nicht, das da?

Der Priester stammelte:

— Ja, gewiß.

— Wer ist das?

— Das bin ich.

— Nichtwahr, Sie.

— Gewiß.

— Nun sehen Sie mal uns beide an, Ihr Bild und mich.

Er hatte schon den elenden Kerl angeblickt, hatte gesehen, daß diese beiden Wesen, der auf dem Bild und der daneben lächelnd stand, sich ähnelten wie zwei Brüder. Aber er begriff noch immer nicht und stammelte:

— Na also, was wollen Sie denn von mir?

Da sagte der Bummler in unverschämtem Ton:

— Was ich will? Nun Sie sollen mich erst mal erkennen.

— Wer sind Sie denn?

— Wer ich bin? Fragen Sie das irgend jemand auf der Straße, fragen Sie es doch Ihre Köchin, oder wir wollen den Bürgermeister im Ort fragen; wenn Sie wollen, zeigen wir ihm das Bild. Das kann ich Ihnen sagen, die werden lachen. Sie wollen wohl nicht anerkennen, daß ich Ihr Sohn bin, Vater Pfarrer?

Da hob der alte Mann wie mit biblischer Verzweiflungsgebärde die Hände und stöhnte:

— Das ist nicht wahr!

Der junge Mann näherte sich ihm, und sie standen einander gegenüber:

— Hohoh, das ist nicht wahr! Hohoh, Pfarrer, hier wird nicht gelogen, verstehen Sie.

Er machte eine drohende Miene, ballte die Fäuste und sprach mit so heftiger Überzeugung, daß der Priester, abermals ein paar Schritte zurückweichend, sich fragte, wer von ihnen beiden in diesem Moment irre.

Aber er bestätige noch einmal:

— Ich habe kein Kind gehabt.

Der andere gab zurück:

— Und auch keine Geliebte etwa?

Der Alte antwortete entschlossen ein einziges Wort, ein stolzes Geständnis:

— Allerdings.

— Und war diese Geliebte nicht in anderen Umständen, als Sie sie vor die Thür setzten?

Plötzlich zerbrach die alte Wut, die fünfundzwanzig Jahre erstickt, und doch nicht ganz erstickt im Herzen des Liebhabers geschlummert, die Fesseln des Glaubens, der Resignation, der ergebenen Fügung in das Schicksal, der Weltflucht, und außer sich rief er:

— Ich habe sie vor die Thür gesetzt, weil sie mich betrogen hatte, und weil sie ein Kind von einem anderen hatte. Sonst hätte ich sie totgeschlagen, mein Herr, und Sie mit ihr.

Der junge Mann zögerte, nun seinerseits erstaunt durch den aufrichtigen Zorn des Pfarrers. Dann antwortete er leiser:

— Wer hat Ihnen denn gesagt, daß es das Kind eines anderen war?

— Sie, sie selbst!

Da schloß der Landstreicher, ohne diese Versicherung zu bestreiten, mit dem gleichgiltigen Ton eines Lumpen, der über etwas urteilt:

— Nun, da hat eben die Mutter sich getäuscht, als sie Sie verhöhnte, weiter wird's nichts sein.

Nach der ersten Wut wurde der Pfarrer wieder Herr seiner selbst und fragte nun:

— Und wer hat Ihnen gesagt, daß Sie mein Sohn wären?

— Sie, Herr Pfarrer, auf dem Sterbebette, und dann das hier. — Und er hielt ihm die kleine Photographie unter die Augen.

Der alte Mann nahm sie und verglich langsam und lange, das Herz zusammengekrampft vor Kummer, diesen unbekannten Menschen hier mit seinem Bild von einst. Da zweifelte er nicht mehr daran: es war sein Sohn.

Unendliche Traurigkeit sank über seine Seele, eine unaussprechliche Bewegung, fürchterlich, wie Gewissensbisse über ein einstiges Verbrechen. Er begriff einiges und erriet den Rest. Er sah die brutale Trennungsscene wieder vor Augen. Um ihr Leben zu retten, das durch den zum Äußersten gebrachten Mann bedroht worden, hatte das niederträchtige, treulose Frauenzimmer ihm die Lüge an den Kopf geworfen. Und die Lüge hatte gesessen. Ihm war ein Sohn geboren worden, er war herangewachsen, und aus ihm war dieser zerlumpte Landstreicher geworden, der das Laster an der Stirn trug wie der Bock die Hörner.

Er flüsterte:

— Kommen Sie ein Stück mit, wir wollen die Sache besprechen.

Das andere lachte laut auf:

— Zum Teufel nochmal, dazu bin ich ja hier.

Nebeneinander schritten sie durch das Olivenfeld. Die Sonne war verschwunden, die Abkühlung, die im Süden eintritt, wenn die Dämmerung niedersinkt, hüllte das Feld wie in einen unsichtbaren eisigen Mantel. Der Abbé zuckte zusammen, blickte plötzlich auf mit seinem gewohnten priesterlichen Augenaufschlag rings auf das zitternde graue Blätterwerk des geheiligten Baumes, der einst mit seinem kargen Schatten den Herrn Jesus Christus in seinem größten Schmerz, zur bangsten Stunde seines Erdenwallens beschirmt.

Er stieß ein kurzes, verzweifeltes Stoßgebet aus, wie es der Gläubige nicht laut auf den Lippen trägt, sondern mit innerer Stimme zum Herrn sendet: — Mein Gott, mein Gott, hilf mir!

Dann wendete er sich zu seinem Sohn:

— Also Deine Mutter ist gestorben?

Als er die Worte sagte: „Deine Mutter ist gestorben," erwachte neuer Kummer in ihm und zog ihm das Herz zusammen. Die seltsame körperliche Qual eines Mannes, der nie ganz vergessen hat, und ein grausames Echo der einstigen Leidenszeit durchzuckte ihn, vielleicht noch gewaltiger,

schmerzlicher, weil sie tot war. Ein Nachzittern jenes sinnverwirrenden, kurzen Jugendglückes, von dem nichts mehr geblieben als die offene Wunde seiner Erinnerungen.

Der junge Mann sagte:

— Ja, Herr Pfarrer, meine Mutter ist gestorben.

— Ist das lange her?

— Ja, schon drei Jahre.

Ein neuer Zweifel überkam den Priester:

— Und warum haben Sie mich nicht früher aufgesucht?

Der andere zögerte:

— Ich konnte nicht . . . ich war . . . verhindert. Aber darf ich die Beichte, die ich Ihnen später so genau, wie Sie es wünschen, ablegen werde, erst einmal unterbrechen, um zu sagen, daß ich seit gestern morgen nichts gegessen habe.

Tiefes Mitleid übermannte den Greis, und plötzlich streckte er ihm beide Hände entgegen mit den Worten:

— Mein armer Junge!

Der junge Mann ergriff die großen ausgestreckten Hände, die sich um seine schmalen, warmen, fiebrigen Finger legten.

Dann antwortete er in jenem spöttischen Ton, in dem er zu reden pflegte:

— Na, ich denke, wir werden uns schon verständigen.

Der Pfarrer ging weiter:

— Wir wollen essen, — sagte er. Und plötzlich dachte er mit instinktiver kleiner Freude, seltsam und kaum einzugestehen, an den schönen Fisch, den er gefangen, der außer dem Huhn mit Reis für den armen Jungen heute ein prächtiges Essen gäbe.

Die Arlesianerin wartete schon unruhig und brummig vor der Thür.

— Margarete, — rief der Pfarrer, — nehmen Sie den Tisch fort und decken Sie im Zimmer. Aber schnell, schnell. Zwei Teller, — recht schnell.

Die Dienerin blieb ganz verstört stehen im Gedanken daran, daß ihr Herr mit diesem Bummler essen wollte.

Da half der Abbé Vilbois selbst den für ihn gedeckten Tisch forttragen und in den einzigen Raum im Erdgeschoß bringen.

Fünf Minuten später saß er dem Landstreicher gegenüber vor einer Suppenterrine voll Kohlsuppe, die zwischen ihre beiden Gesichter eine Wolke kochenden Dampfes legte.

## III

Als die Teller gefüllt waren, begann der Landstreicher eiligst seine Suppe auszulöffeln. Der Abbé hatte keinen Hunger und kostete bloß langsam die schöne Kohlsuppe, ließ aber das Brot auf dem Grunde des Tellers liegen.

Plötzlich fragte er:

— Wie heißen Sie?

Der Kerl begann zu lachen, glücklich, seinen Hunger stillen zu können, und sagte:

— Da der Vater unbekannt ist, so habe ich eben keinen anderen Familiennamen als den meiner Mutter bekommen, den Sie wahrscheinlich noch nicht vergessen haben. Dafür habe ich zwei Vornamen, die mir übrigens nebenbei gesagt nicht passen: Philipp August.

Der Abbé erbleichte und fragte mit gepreßter Stimme:

— Warum haben Sie diese beiden Namen erhalten?

Der Landstreicher zuckte die Achseln:

— Das können Sie doch wohl erraten. Nachdem Mama mit Ihnen auseinander war, hat sie Ihren Nebenbuhler glauben machen wollen, daß ich sein Kind sei. Und er hat es geglaubt, bis ich etwa fünfzehn Jahr alt war. Aber da wurde

meine Ähnlichkeit mit Ihnen zu groß, und der Lump hat mich verleugnet. Man hatte mir also die beiden Vornamen Philipp August gegeben, und wenn ich das Glück gehabt hätte, niemandem ähnlich zu sehen, oder vielleicht der Sohn eines dritten Wilddiebs zu sein, der nicht wieder zum Vorschein gekommen wäre, hieße ich wahrscheinlich heute: Vicomte Philipp August de Pravallon, anerkannter Sohn des Senators und Grafen selbigen Namens. Ich selbst habe mich „Schlemihl" getauft.

— Woher wissen Sie das alles?

— Mein Gott, weil die Sachen vor mir auseinandergesetzt worden sind. Und in einer Art, sage ich Ihnen, na! Aber durch so was lernt man das Leben kennen.

Etwas, peinlicher und quälender als alles, was er seit einer halben Stunde gefühlt und erduldet, lastete auf dem Priester. Eine Art Erstickungsanfall überkam ihn, der immer stärker wurde und ihn zu töten drohte. Und das kam nicht so sehr durch die Dinge, die er da hörte, als durch die Art und Weise, wie sie gesagt wurden, und durch das Verbrechergesicht des Lumpen, das den Kommentar dazu lieferte. Zwischen diesem Mann und ihm, zwischen seinem Sohn und sich, fühlte er jetzt diesen Abgrund von moralischem Schmutz, der für

manche Seelen tötliches Gift ist. Das sollte sein Sohn sein? Er konnte es nicht glauben. Er wollte erst alle Beweise haben, alle, alles wissen, alles hören, alles durchmachen und leiden. Er dachte wieder an die Olivenbäume, die sein kleines Haus umgaben, und flüsterte zum zweiten Mal:
— Mein Gott, mein Gott, hilf mir!

Philipp August war mit seiner Suppe fertig und fragte:

— Nun, Pfarrer, giebt's nicht mehr zu essen?

Da die Küche in einem Nebenflügel des Hauses lag und Margarete die Stimme des Pfarrers nicht hören konnte, pflegte er sie durch ein paar Schläge auf ein chinesisches Gong, das hinter ihm an der Mauer hing, zu rufen.

Er nahm also den Lederklöppel und schlug mehrere Male gegen die runde Metallscheibe. Zuerst klang ein leiser Ton, wuchs, wurde scharf, vibrierte, wurde spitz, gellend, ohrenzerreißend, die fürchterliche Klage des getroffenen Metalls.

Die Dienerin erschien. Sie hatte ein ganz verstörtes Gesicht und warf wütende Blicke auf den Landstreicher, als ob sie mit dem Instinkt eines treuen Hundes das Verhängnis fühlte, das über ihren Herrn hereinbrach. Sie hielt den gerösteten Wolfsbarsch in der Hand, von dem ein köstlicher Geruch von geschmolzener Butter aufstieg.

Der Pfarrer teilte mit dem Löffel den Fisch von einem Ende zum anderen und bot dem Kind seiner Jugend das Rückenstück des Fisches an.

— Ich habe ihn vorhin gefangen, — sagte er mit einem Rest von Stolz, der noch in seine Traurigkeit hineinklang.

Margarete ging nicht fort.

Der Priester sagte:

— Bringen Sie mal Wein, guten Wein, den Weißwein vom Cap Corse.

Sie war fast empört, und er mußte mit energischem Ausdruck wiederholen:

— Vorwärts, zwei Flaschen!

Wenn er jemand, was selten geschah, Wein anbot, leistete er sich selbst auch immer eine Flasche.

Philipp August brummte strahlend:

— Verflucht nochmal! Das ist eine famose Idee! So gut habe ich lange nicht gegessen.

Die Dienerin kam nach zwei Minuten wieder, die dem Pfarrer lang vorkamen wie zwei Ewigkeiten, denn jetzt quälte ihn der Wunsch, alles zu erfahren, wie höllisches Feuer.

Die Flaschen waren entkorkt. Aber das Mädchen blieb stehen, die Augen auf den Kerl geheftet.

— Es ist gut! — sagte der Pfarrer.

Sie that, als hätte sie es nicht gehört.

Er sagte noch einmal fast hart:

— Ich hab Ihnen gesagt, Sie sollen uns allein lassen.

Da ging sie.

Philipp August schlang den Fisch hinunter wie ein Raubtier, und sein Vater sah ihn immer überraschter, immer trauriger an über all das Gemeine und Niedrige, das er in diesem Antlitz las, das ihm doch so ähnlich sah.

Die kleinen Bissen, die der Pfarrer Vilbois an die Lippen führte, blieben ihm im Munde stecken, sein zusammengepreßter Schlund ließ sie nicht hinab. Er kaute lange und suchte unter all den Fragen, die ihn jetzt bedrängten, die aus, deren Beantwortung er am sehnlichsten wünschte.

Endlich flüsterte er:

— Woran ist sie gestorben?

— Sie war brustkrank.

— Ist sie lange krank gewesen?

— Ja, anderthalb Jahr.

— Woher kam denn das?

— Das wußten wir nicht.

Sie schwiegen. Der Pfarrer dachte nach. So viel Dinge bedrückten ihn, die er wissen wollte. Denn seit dem Tage ihres Bruches, seit dem Tage, wo er sie beinah getötet hätte, hatte er nie wieder etwas von ihr gehört. Allerdings wollte er auch nichts hören, denn mit Entschlossenheit hatte er sie

und die Tage seines Glückes in das Meer der Vergessenheit versenkt. Aber nun fühlte er plötzlich, nun, wo sie tot war, ein quälendes Bedürfnis, alles zu erfahren, einen eifersüchtigen Wunsch fast wie den eines Liebhabers.

Er fragte von neuem:

— Sie war nicht allein, nicht wahr?

— Nein. Sie lebte immer mit ihm zusammen.

Der Greis zitterte:

— Mit ihm, mit Pravallon?

— Ja, natürlich.

Und der einst verratene Mann überdachte es, daß diese selbe Frau, die ihn einst betrogen hatte, mehr als zwanzig Jahre mit seinem Nebenbuhler gelebt hatte.

Fast gegen seinen Wunsch fragte er:

— Waren sie glücklich zusammen?

Grinsend antwortete der junge Mann:

— Na, manchmal mehr, manchmal weniger. Wenn ich nicht gewesen wäre, wäre es ganz gut gegangen. Ich war immer der Störenfried.

— Wieso denn? Warum? — fragte der Priester.

— Das habe ich Ihnen schon erzählt. Weil er glaubte, ich sei sein Sohn, bis ich etwa fünfzehn Jahr alt war. Aber der Alte war nicht dumm, er hat die Ähnlichkeit ganz allein herausgekriegt.

Da gab's Scenen! Ich habe an der Thür gehorcht. Er behauptete, Mama hätte ihn 'reingelegt. Mama antwortete: Da kann ich doch nichts dafür; als Du mich nahmst, hast Du doch genau gewußt, daß ich mit dem anderen ein Verhältnis hatte. Und der andere, das waren Sie.

— Sprach sie denn manchmal von mir?

— Ja. Aber sie haben Sie niemals in meiner Gegenwart erwähnt; außer ganz am Ende, in den letzten Tagen, als Mama wußte, daß es aus war. Aber sie trauten doch dem Frieden nicht.

— Und Sie, haben Sie denn schon früh gemerkt, daß mit Ihrer Mutter nicht alles in Ordnung war?

— Na, mein Gott, ich bin nicht so naiv gewesen. Hören Sie mal, das war ich nie. So was riecht man gleich, wenn man nur ein bißchen die Menschen kennen lernt.

Philipp August goß sich unausgesetzt ein. Seine Augen leuchteten, das lange Fasten machte ihn schnell trunken.

Der Prister merkte es. Er wollte ihn hindern zu trinken, dann kam ihm der Gedanke, daß die Trunkenheit unvorsichtig macht und schwatzhaft. Er nahm die Flasche und goß dem jungen Mann von neuem ein.

Margarete brachte das Huhn mit Reis. Sie

stellte es auf den Tisch und betrachtete wieder den Landstreicher. Dann sagte sie empört zu ihrem Herrn:

— Aber sehen Sie doch, Herr Pfarrer, er ist ja betrunken.

— Lassen Sie uns in Ruhe, — antwortete der Priester, — und machen Sie, daß Sie fortkommen.

Sie ging hinaus und schlug die Thür zu.

Er fragte: — Was hat Ihre Mutter über mich gesagt?

— Na, was man gewöhnlich über einen Mann sagt, der einen sitzen läßt. Sie wären nicht gerade sehr bequem gewesen, sogar oft sehr unangenehm für eine Frau. Sie hätten ihr das Leben bei Ihrer Denkungsweise verflucht sauer gemacht.

— Hat sie das oft gesagt?

— Ja, manchmal. So unter der Blume, damit ich's nicht verstehen sollte, aber ich verstand doch alles.

— Und wie hat man Sie in dem Haus behandelt?

— Mich? Zuerst sehr gut und dann sehr schlecht. Als Mama merkte, daß ich ihr die Stellung verdarb, hat sie mich 'rausgeschmissen.

— Wieso denn?

— Wieso? Sehr einfach. Als ich so was wie

sechzehn Jahr alt war, habe ich ein paar dumme Streiche gemacht. Da hat die Bande mich in eine Besserungsanstalt gesteckt, um mich los zu werden.

Er stemmte die Ellbogen auf den Tisch, stützte die Wangen in beide Hände, und nun, ganz trunken, den Sinn vom Wein entzündet, packte ihn plötzlich jenes unwiderstehliche Bedürfnis, von sich selbst zu reden, das den Trunkenen dazu bringt, zu renommieren.

Er lächelte niedlich, mit fast weiblichem Liebreiz, einem verdorbenen Liebreiz, den der Priester wiedererkannte. Er erkannte ihn nicht nur, sondern er fühlte diese schmeichelnde Anmut, die ihm einst das Herz bezwungen und sein Unglück geworden. In diesem Augenblick sah das Kind der Mutter am meisten ähnlich, nicht durch die Gesichtszüge, sondern durch den falschen verführerischen Blick und vor allem durch das Gewinnende des lügnerischen Lächelns, das den Mund allen Gemeinheiten des Innern zu öffnen schien.

Philipp August erzählte:

— Hoho! Hoho! Ich habe ein Leben geführt, seitdem ich in der Besserungsanstalt war. Ein komisches Leben! Wenn ich das erzählen wollte, gäbe ein Romanschreiber Gott weiß was dafür? Es ist wirklich wahr, Dumas Vater hat in seinem

Monte Christo nichts Besseres erfunden, als was mir passiert ist.

Er schwieg mit der philosophischen Würde eines Trunkenen, der nachdenkt, und dann sagte er langsam:

— Wenn man will, daß aus einem Jungen was wird, sollte man ihn, er mag ausgefressen haben, was er will, nie in eine Besserungsanstalt schicken wegen der Bekanntschaften, die er dort macht. Ich hatte eine großartige Bekanntschaft gemacht. Aber die Geschichte ging schief. Als ich mich eines Abends mit drei Kameraden herumtrieb, wir waren alle vier ein bißchen angeraucht, 's war so gegen neune, auf der großen Chaussee, kommt uns ein Wagen entgegen, worin alles schlief, der, der fuhr, und seine Familie auch. Es waren Leute aus Martinon, die in der Stadt gegessen hatten. Da nahm ich das Pferd beim Zügel, ließ es auf die Fähre gehen und stoße die Fähre mitten in den Strom. Bei dem Lärm wacht der Kerl, der gefahren hat, auf, sieht nichts, haut auf seinen Gaul los, das Pferd geht durch und springt mit dem Wagen ins Wasser. Alle ersoffen. Die Kameraden haben mich angezeigt. Zuerst lachten sie riesig, als sie das Unglück sahen. Wir hatten weiß Gott nicht gedacht, daß die Sache schief gehen würde, wir dachten nur,

die Leute würden ein Bad nehmen, daß man sich mal tüchtig ausfeixen könnte. Na, seitdem habe ich noch bessere Dinge formiert, um mich zu rächen wegen der ersten Geschichte, die wirklich die Strafe nicht wert war, auf mein Wort. Aber das lohnt sich gar nicht zu erzählen. Ich will Ihnen nur mal die letzte Geschichte erzählen, die wird Ihnen Spaß machen, das glaube ich sicher. Ich habe Sie nämlich gerächt, Papa!

Der Priester sah seinen Sohn mit entsetztem Blick an, und der Bissen quoll ihm im Munde.

Philipp August begann wieder zu sprechen.

— Nein, — sagte der Priester, — jetzt nicht, später.

Er wendete sich um, schlug gegen das Gong, daß es dröhnte.

Margarete erschien sofort.

Und ihr Herr befahl mit so rauher Stimme, daß sie erschrocken gehorchend den Kopf senkte:

— Bringen Sie uns die Lampe, und alles, was wir noch bekommen, setzen Sie auf den Tisch. Und dann kommen Sie nicht wieder, bis ich nicht auf das Gong schlage.

Sie ging hinaus, kam zurück und stellte eine Lampe aus weißem Porzellan mit grüner Glocke auf den Tisch, dann ein großes Stück Käse und Früchte. Darauf entfernte sie sich.

Und der Abbé sagte entschlossen:

— So, nun höre ich zu.

Philipp August füllte ruhig seinen Teller und sein Glas. Die zweite Flasche war fast leer, obgleich der Pfarrer nichts angerührt.

Der junge Mann fuhr stotternd, den Mund voll Essen, in seiner Trunkenheit fort:

— Die letzte Geschichte, die ist so. Das ist aber eine verfluchte Sache. Ich war nach Haus gekommen und blieb, obgleich sie 's nicht haben wollten, weil sie Angst vor mir hatten . . . Angst vor mir . . Man muß mich nicht ärgern, wenn man mich ärgert, bin ich zu allem fähig, verstehen Sie. Sie lebten zusammen und doch nicht zusammen. Er hatte zwei Wohnungen, eine als Senator und eine als Liebhaber. Aber er lebte mehr bei Mama, als bei sich, denn er konnte ohne sie nicht mehr sein. O Mama, die war aber gerissen, verflucht nochmal! Die hat den Kerl hochgenommen. Sie hatte ihn gepackt bei Leib und Seele und bis zum letzten Augenblick behalten. Nee, sind die Männer dumm. Na, ich war also heimgekehrt und hatte sie eingeschüchtert durch die Furcht. Wenn's sein muß, bin ich ein heller Kopp. Und an Bosheit und mit den Fäusten nehme ich's mit jedem auf. Da wurde Mama krank, und er brachte sie auf eine hübsche Besitzung bei Meulan, mitten in einen großen Park, wie ein Wald

so groß. Das hat anderthalb Jahr gedauert, wie ich Ihnen schon erzählte. Dann fühlten wir, daß es zu Ende ging. Er kam täglich von Paris, und er war traurig, wirklich traurig.

Da hatten sie eines Morgens beinah eine Stunde zusammen geschwatzt, und ich fragte mich, worüber sie nur so lange kolken könnten. Da endlich riefen sie mich, und Mama sagte zu mir:

— Ich werde bald sterben, und ich möchte Dir, obgleich der Graf dagegen ist, etwas mitteilen. (Sie nannte ihn immer den Grafen, wenn sie von ihm sprach.) Ich will Dir den Namen Deines Vaters nennen. Er ist noch am Leben.

Ich hatte sie gewiß mindestens hundertmal, mehr wie hundertmal, nach den Namen meines Vaters gefragt, und sie hatte sich immer geweigert, ihn zu nennen. Ich glaube, ich habe ihr sogar ein paar 'runtergehauen, damit sie reden sollte, aber es half nichts. Und dann hat sie mir gesagt, um mich los zu werden, Sie wären gestorben und hätten nicht einen Groschen hinterlassen. Mit Ihnen wäre nichts los, Sie wären ein Jugendirrtum von ihr, so eine Mädchenliebe. Und sie hat mirs so vorgesohlt, daß ich wirklich drauf 'reingefallen bin, daß Sie tot wären.

Sie sagte also zu mir: — Ich will Dir den Namen Deines Vaters nennen.

Der andere, der in einem Lehnstuhl saß, rief drei Mal: — Das ist nicht recht! Das ist nicht recht, Röschen!

Mama setzte sich im Bett auf — ich sehe sie noch mit ihren roten Backen und den glänzenden Augen — denn sie hatte mich trotz alledem lieb — und sagte zu ihm: — Dann thu etwas für ihn, Philipp.

Wenn sie mit ihm sprach, nannte sie ihn Philipp und mich August.

Er brüllte wie ein Gefolterter:

— Für das Mistvieh da — nie, für den Thunichtgut, dieses Gefängnisfrüchtchen?

Und er fand Namen für mich, als ob er sein ganzes Leben bloß danach geforscht hätte.

Ich wollte bös werden, aber Mama beruhigte mich und sagte zu ihm:

— Du willst also, daß er Hungers sterben soll? Ich habe doch nichts.

Er meinte, ohne sich zu bedenken:

— Röschen, ich habe Dir seit dreißig Jahren jährlich fünfunddreißigtausend Franken gegeben, das macht mehr als eine Million. Durch mich hast Du wie eine reiche Frau, eine geliebte Frau und, ich wage es zu sagen, eine glückliche Frau gelebt. Diesem Lump, der uns unsere letzten Jahre verbittert hat, bin ich nichts schuldig, und er be-

kommt nichts von mir. Du brauchst kein Wort zu verlieren. Nenne ihm seinen Vater, wenn Du willst. Ich würde das bedauern, aber ich wasche meine Hände in Unschuld.

Da wendete sich Mama zu mir, und ich sagte mir: „Gut, ich werde also meinen richtigen Vater finden, und wenn der Kerl Kröten hat, bin ich fein 'raus."

Sie fuhr fort:

— Dein Vater, Baron Vilbois, heißt heute Pfarrer Vilbois und ist Pfarrer in Garandou bei Toulon. Er war mein Liebhaber, und ich habe ihn dieses Mannes wegen verlassen. — Und nun hat sie mir alles erzählt, nur nicht, daß sie Sie 'reingelegt hat wegen ihrer Schwangerschaft. Aber wissen Sie, die Weiber sagen eben nie die Wahrheit.

Er nahm sich nicht mehr zusammen und grinste, indem er rücksichtslos all seinen Unrat von sich gab. Dann trank er wieder mit immer lächelnden Gesicht und fuhr fort:

— Mama starb zwei Tage später. Wir, er und ich, sind ihrem Sarg zum Kirchhof gefolgt. Ist das nicht verrückt? Nun sagen Sie mal. Er und ich und drei Bedienstete, das war alles. Er heulte wie eine alte Kuh. Wir stolperten nebeneinander wie Vater und Sohn.

Dann kamen wir nach Haus, wir beide allein, und ich sagte mir: „Na ich muß mich nun drücken und habe keinen Dreier.“ Fünfzig Franken hatte ich gerade noch. Was konnte ich jetzt anstellen, um mich zu rächen.

Er legte mir die Hand auf den Arm und sagte:

— Ich muß mit Dir sprechen.

Ich folgte ihm in sein Zimmer. Er setzte sich an den Tisch und meinte, indem er seine Thränen herunterschluckte, daß er gegen mich nicht so böse sein wollte, wie er es Mama gesagt und bat mich, ich sollte Sie in Ruhe lassen. Das ist nun unsere Sache. Und er bietet mir einen Tausendfrancs-schein an, tausend, was soll ich denn mit tausend Francs anfangen, ich, ein Mann wie ich. Ich sah, daß noch andere im Fach lagen, ein ganzer Haufen. Und der Anblick von den Lappen machte mir Lust, gleich zuzufassen. Ich streckte die Hand aus nach dem Lappen, den er mir geben wollte. Aber statt sein Almosen zu nehmen, springe ich auf den Kerl, schmeiße ihn zu Boden, drücke ihm die Kehle zu, bis er halb tot ist. Als ich sah, daß er krepieren mußte, kneble ich ihn, binde ihn, ziehe ihm die Kleider runter, dreh ihn um und dann ha, ha, ha . . . . . . . . Ich habe Sie eklig gerächt.

Philipp August hustete, so überkam ihn das Lachen. Und immer fand um seinen Mund, um den ein wilder lächelnder Ausdruck gegraben lag, Abbé Vilbois das frühere Lächeln der Frau wieder, die ihm einst den Verstand geraubt.

Dann fuhr er fort:

— Ha, ha, ha! Im Kamin brannte helles Feuer — es war im Dezember tüchtige Kälte als sie starb, die Mama, — großes Kohlenfeuer. Da nahm ich einen Feuerhaken, machte ihn rotglühend und dann habe ich ihm auf den Rücken Kreuze eingebrannt, acht, zehn, ich weiß nicht wie viel. Dann habe ich ihn 'rumgedreht und ebensoviel auf die andere Seite. Ist das nicht verrückt? Was, Papa? So zeichnete man früher die Galeerensträflinge. Er wand sich wie ein Aal. Aber ich hatte ihn gut geknebelt, schreien konnte er nicht. Dann nahm ich die Bankscheine, zwölf, und meinen dazu, dreizehn. Aber das hat mir Unglück gebracht. Und dann bin ich fortgegangen, nachdem ich der Dienerschaft noch gesagt hatte, sie sollten den Herrn Grafen allein lassen, weil er schliefe.

Ich glaubte, er würde nichts sagen, aus Furcht vor dem Skandal, weil er doch Senator ist. Aber ich hatte mich geirrt. Vier Tage später nahmen sie mich in einem Restaurant in Paris fest. Ich

bekam drei Jahre Gefängnis. Deshalb konnte ich Sie nicht früher aufsuchen.

Er trank wieder und stotterte, daß er kaum mehr die Worte herausbrachte:

— Nun Papa, Papa Pfarrer. Ist doch furchtbar komisch, einen Pfarrer zum Vater zu haben. Haha! Ich muß verflucht nett mit dem Alterchen sein, denn das ist kein gewöhnliches Alterchen, weil er auch was fertig gekriegt hat, nichtwahr, der Alte.

Dieselbe Wut, die den Abbé Vilbois einst angesichts der Geliebten, die ihn verraten, gepackt, überkam ihn jetzt angesichts dieses elenden Schuftes.

Er, der im Namen Gottes so viel verziehen hatte, die niedrigsten Geheimnisse, die ihm unter dem Siegel der Beichte zugeflüstert worden, fühlte sich jetzt ohne Mitleid, ohne Duldsamkeit in eigener Sache und rief nicht mehr den helfenden, den barmherzigen Gott zu seiner Rettung an, denn er begriff, daß kein göttlicher oder menschlicher Schutz auf dieser Erde denen helfen kann, denen ein solches Unglück widerfährt.

Der ganze Zorn seines leidenschaftlichen Herzens und seines leicht erregten Blutes, das durch die Priesterwürde nur gedämpft ward, entzündete sich in einem unwiderstehlichen Wutausbruch gegen

diesen Schurken, der sein Sohn war, gegen diese Ähnlichkeit mit ihm und mit der Mutter, mit der jammervollen Mutter, die ihm ihre Züge verliehen, und gegen das unglückliche Schicksal, das diesen Lumpen an sein Vaterherz fesselte, wie die Kugel an den Galeerensklaven.

Er sah alles vor sich, mit einer plötzlichen Klarheit, durch diesen Anprall aus seiner fünfundzwanzigjährigen frommen Beschaulichkeit und Ruhe jäh herausgerissen.

Er begriff plötzlich, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um diesen Missethäter mit dem ersten Wort in Furcht zu setzen. Und er sagte ihm, in der Wut die Zähne aufeinander gepreßt und nicht mehr daran denkend, daß der andere trunken war:

— Nun, nachdem Du mir alles erzählt hast, höre mich an. Du wirst Dich morgen früh fortmachen, in eine Gegend, die ich Dir bezeichne und die Du nie verlassen darfst ohne meine Erlaubnis. Ich werde Dir eine Summe zahlen, die Dir zum Leben genügt, eine kleine, denn ich habe kein Geld. Und wenn Du ein einziges Mal nicht gehorchst, ist's aus, und dann bekommst Du es mit mir zu thun.

Trotz seiner Trunkenkeit verstand Philipp August die Drohung, und der Verbrecher, der in ihm

schlummerte, erwachte plötzlich. In abgerissenen Sätzen stammelte er die Worte:

— O Papa, damit fängst Du mich nicht. Du bist Pfarrer. Ich habe Dich in meiner Gewalt, und Du wirst schon ganz kusch werden wie die anderen.

Der Pfarrer sprang auf. Und in seinem einst herkulischen Körper zuckte eine unwiderstehliche Lust auf, dieses Monstrum zu packen, es zu zerbrechen wie einen Stecken, ihm zu zeigen, daß er zu gehorchen hatte.

Er brüllte ihn an, indem er den Tisch packte und ihn gegen den andern schleuderte:

— Nimm Dich in Acht! Nimm Dich in Acht! Ich fürchte mich vor keinem Menschen.

Der Trunkene verlor das Gleichgewicht und kippte mit dem Stuhl. Er fühlte, daß er fallen würde und daß er in der Gewalt des Priesters war. Und mit dem Blicke eines Mörders streckte er die Hand aus nach einem Messer, das auf dem Tischtuch lag. Der Pfarrer Vilbois sah die Bewegung und gab dem Tisch einen Stoß, daß sein Sohn auf den Rücken fiel und am Boden liegen blieb. Die Lampe stürzte mit und erlosch.

Ein paar Augenblicke klang daß Klirren von zerbrochenen Gläsern in der Dunkelheit. Dann war es, als rollte ein weicher Körper auf dem Boden hin. Endlich war alles still.

Durch das Zerbrechen der Lampe waren sie so plötzlich in Dunkelheit gehüllt, so unerwartet und so tief, daß sie erschraken, als wäre etwas Fürchterliches passiert. Der Trunkene lag an der Wand und bewegte sich nicht. Der Priester blieb auf dem Stuhl sitzen in der Finsternis, die seinen Zorn verlöschte. Und dieser dunkle Schleier, der über ihn gebreitet lag, hemmte auch seine Wut, lähmte den Zornausbruch seiner Seele. Andere Gedanken kamen ihm, schwarz und traurig wie das Dunkel.

Es wurde still wie in einem geschlossenen Grabe, in dem nichts mehr zu atmen und zu leben schien. Auch von draußen kam kein Laut, kein Wagenrollen in der Ferne, kein Hundegebell, nicht einmal ein Rauschen in den Zweigen beim leisen Windhauch.

Das dauerte lange so, sehr lange, vielleicht eine Stunde. Dann klang plötzlich das Gong, klang von einem einzigen, kurzen, starken Schlag und ihm folgte ein seltsames Getöse wie ein schwerer Fall und das Umstürzeu eines Stuhles. Margarete, die auf der Lauer gelegen, stürzte herbei. Aber sobald sie die Thür geöffnet hatte, blieb sie entsetzt angesichts der undurchdringlichen Dunkelheit stehen. Dann rief sie zitternd, mit klopfendem Herzen, mit leiser, keuchender Stimme:

— Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!

Niemand antwortete, nichts regte sich.

Mein Gott, mein Gott, dachte sie, was haben sie denn nur gethan? Was ist denn nur geschehn?

Sie wagte nicht, näher zu treten, wagte nicht zurückzugehen und ein Licht zu holen. Und eine tolle Angst davonzulaufen, sich zu retten, zu schreien packte sie, obgleich sie ihre Kniee wanken fühlte, daß sie keinen Schritt mehr thun konnte. Und sie stammelte immer wieder:

— Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, ich bin's, Margarete.

Aber plötzlich überkam, trotz ihrer Angst, ihre Seele der Mut der Verzweiflung, der unwillkürliche Wunsch, ihrem Herrn zu helfen, einer jener Tapferkeitsmomente, die eine Frau manchmal zu heroischem Mut führen. Sie lief zur Küche und holte Licht.

An der Thür blieb sie stehen. Zuerst gewahrte sie den Landstreicher an der Wand hingestreckt, der schlief oder zu schlafen schien, dann die zerbrochene Lampe, darauf unter dem Tisch die beiden schwarzen Füße und die in schwarzen Strümpfen steckenden Beine des Abbé Vilbois, der wohl auf den Rücken gefallen war, als er mit dem Kopf gegen das Gong gestoßen.

Bebend vor Entsetzen, mit zitternden Händen rief sie wieder:

— Mein Gott, mein Gott! Was ist denn?

Und als sie mit kleinen Schritten langsam nähertrat, glitt sie in etwas Fettigem aus und wäre beinah gefallen.

Da beugte sie sich nieder und sah auf der roten Ziegeldiele etwas Rotes dahinfließen das sich um ihre Füße schlängelte und sich bis zur Thür ausbreitete. Sie erriet, daß es Blut sei.

In wahnsinnigem Schreck lief sie davon, warf das Licht fort, um nichts mehr zu sehen, stürzte ins Feld hinaus, dem Dorf zu. Sie lief dahin, stieß an die Bäume, immer nur den starren Blick auf die entfernten Lichter des Dorfes gerichtet und schrie laut.

Ihre schrille Stimme klang in der Nacht, wie der dunkle Schrei eines Käuzchens und tönte ununterbrochen.

— Der Landstreicher, der Landstreicher, der Landstreicher!

Als sie an die ersten Häuser kam, erschienen bestürzte Männer und umringten sie. Aber sie machte sich von ihnen los, ohne zu antworten, denn sie hatte ganz den Kopf verloren.

Endlich begriff man, daß ein Unglück im Landhaus des Pfarrers geschehen sein mußte, und

eine Anzahl Leute bewaffnete sich, um zu Hilfe zu eilen.

Das kleine rosa bemalte Landhaus lag unsichtbar und schwarz in der tiefen, stummen Nacht, mitten in dem Olivenfelde. Seitdem der Schein aus dem einzigen erleuchteten Fenster, wie ein Auge das sich geschlossen hat, erloschen war, blieb es im Dunkel liegen, verborgen in der Finsternis, für jeden anderen als einen Einheimischen unauffindbar.

Bald irrten Lichter am Boden auf der Erde hin, zwischen den Bäumen durch, und näherten sich dem Haus. Sie warfen auf das Sonnen-verbrannte Gras einen langen gelben Lichtschein. Und bei der irrenden Beleuchtung sahen die gewundenen Stämme der Ölbäume ab zu wie große Ungetüme aus, wie gewundene, geringelte, eiserne Schlangen. Der Lichtschein, der in die Ferne fiel, beleuchtete ab und zu in der Dunkelheit einen unbestimmten helleren Fleck, und bald wurde die niedrige viereckige Mauer des kleinen Hauses rosig beim Schein der Laternen, die ein paar Bauern trugen. Zwei Landgendarmen gingen nebenher, die den geladenen Revolver in der Hand hielten. Dann kam der Feldhüter, der Bürgermeister und Margarete, die zwei Männer führten, denn sie drohte ohnmächtig zu werden.

Vor der offengebliebenen Thür zögerten sie einen Augenblick. Aber der Brigadier nahm eine Laterne und trat ein, von den andern gefolgt.

Das Mädchen hatte nicht gelogen. Das jetzt geronnene Blut bedeckte den Boden wie einen Teppich. Es war bis zu dem Landstreicher gelaufen, und netzte eines seiner Beine und eine Hand.

Vater und Sohn schliefen. Der eine mit durchschnittener Kehle den ewigen Schlaf, der andere den Rausch der Trunkenen. Die beiden Gendarmen warfen sich auf diesen, und ehe er erwacht war, hatten sie ihn schon gefesselt. Er rieb erschrocken, Wein-verstört die Augen, und als er den Leichnam des Priesters sah, schien er ganz vernichtet, als begriffe er nicht, was vor sich gegangen.

— Wie ist's nur möglich, daß er nicht ausgerissen ist? — sagte der Bürgermeister.

— Er war zu besoffen, — antwortete der Brigadier.

Und alle waren seiner Ansicht, denn keinem wäre der Gedanke gekommen, daß sich Pfarrer Vilbois vielleicht selbst den Tod gegeben hätte.

---

# Die Fliege

Er sagte zu uns:

Na, ich sage euch, ich habe mal verrückte Geschichten erlebt und komische Mädel gesehen damals, als ich noch ruderte. So und so oft war ich drauf und dran, ein Buch herauszugeben mit dem Titel „Auf der Seine", um darin dieses sorglose muskelstärkende Leben voll Frohsinn und Anspruchslosigkeit, voll lärmender derber Feste zu beschreiben, das ich zwischen zwanzig und dreißig führte.

Ich war Beamter und besaß keinen Pfennig. Nun bin ich ein Mann in Amt und Würden, der irgend einer flüchtigen Laune große Summen opfern kann. Tausend bescheidene, nicht erreichbare Wünsche schlummerten mir im Herzen, die mein Dasein mit allen möglichen Hoffnungen von Glück verschönten. Heute weiß ich wirklich nicht, was mich bewegen könnte, auch nur vom Stuhle aufzustehen, in dem ich hier sitze. Das war alles so einfach, so köstlich und so schwierig, so zu leben halb zwischen dem Bureau

in Paris, halb zwischen dem Fluß in Argenteuil. Meine große, meine einzige, meine alles verzehrende Leidenschaft war zehn Jahre lang die Seine. O der schöne ruhige, immer verschiedenartige, übel duftende Strom, voll köstlicher Wunder und Schmutz. Ich glaube, ich habe ihn so geliebt, weil er mir, wie es scheint, gewissermaßen das Symbol des Lebens gewesen ist. O diese Spaziergänge längs der blühenden Ufer. Meine Freunde, die Frösche, träumten da und sonnten sich auf einem Seerosenblatt. Und die zarten, zierlichen Wasserlilien mitten unter feinen hohen Gräsern, die plötzlich hinter einem Weidenstamm sich mir zeigten, wie ein Bild in einem japanischen Album, und der Eisvogel, der vor mir auffloh wie eine blaue Flamme. Mit instinktiver Liebe liebte ich das Alles, betrachtete es mit einem Blick, der mir tiefe Glückseligkeit ins Herz zauberte.

Wie andere sich süßer Liebesnächte erinnern, denke ich an Sonnenaufgänge im morgendlichen Nebel, die hin- und herzogen als irrende Dämpfe, weiß wie Tote, im Morgengrau. Und wie dann der erste Sonnenstrahl über die Wiesen glitt, rosig alles anhauchend, daß einem das Herz im Leibe lachte. Und ich denke an silbernen Mondschein auf zitterndem, fließendem Wasser, einem Schein, daß Träume auf Träume in uns aufsteigen.

Und alles das, als Symbol der ewigen Illusion des Lebens, entstand für mich auf schmutzigem Gewässer, das allen Unrat von Paris zum Meere wälzt.

Und dann dies köstliche Leben mit den Kameraden. Wir waren eine Bande von fünf, heute alles gesetzte Leute. Und da wir alle arm waren, hatten wir in einer gräßlichen Kneipe in Argenteuil einen unglaublichen Klub gegründet, der nur ein gemeinsames Schlafzimmer besaß, wo ich die tollsten Nächte meines Lebens verbracht habe. Wir wollten nichts, als uns amüsieren und rudern. Denn für uns alle, abgesehen von einem, war das Rudern zum wahren Kultus geworden. Ich erinnere mich so seltsamer Abenteuer, so unglaublicher Schwänke, von uns fünfen ausgeführt, daß das heutzutage gar keiner glauben würde. So was giebts heute gar nicht mehr, auch nicht auf der Seine. Denn in den Seelen der jungen Menschen von heute ist diese zügellose tolle Phantasie, die uns trieb, erstorben.

Wir besaßen zu fünf ein einziges Boot, das wir mit großer Mühe gekauft hatten und auf dem wir gelacht haben, wie wir nie wieder lachen werden. Es war ein breites Boot, etwas schwerfällig aber fest, geräumig und bequem. Ich will meine Kameraden nicht einzeln genau beschreiben.

Der eine war klein, ein gerissener Kerl, Petit bleu genannt; dann ein großer, wüst aussehender Kerl mit grauen Augen, schwarzem Haar, Tomahawk genannt. Ein anderer geistreicher, fauler Mensch La Toque geheißen, der einzige von uns, der nie ein Ruder anrührte, unter dem Vorwand, daß das Boot dann kippen müßte. Endlich ein hagerer, eleganter, gut angezogener Junge, den wir „Einauge“ nannten, in Erinnerung an einen damals gelesenen Roman von Cladel und weil er ein Monocle trug. Endlich ich, den man Josef Prunier getauft hatte. Wir lebten in vollkommener Übereinstimmung und bedauerten nur, kein Mädchen dabei zu haben. Ein Mädchen ist absolut nötig für ein Boot, unentbehrlich, weil sie Geist und Herz aufrappelt, belebt, unterhält, zerstreut und mit ihrem roten Sonnenschirm, der an den grünen Uferhängen hinfährt, dekorativ wirkt. Aber wir konnten keine gewöhnliche Rudrerin gebrauchen, wir fünf, die ganz anders waren, wie die übrigen Menschen. Wir mußten etwas ganz Verrücktes, Komisches haben, eine, die zu allem fähig gewesen wäre, kurz eben garnicht zu finden. Wir hatten eine Menge ohne Erfolg durchprobiert, Bootsmädchen aber keine Rudrerinnen, blödsinnige Matrosenmädel, die dem fließenden Wasser, das das Boot trägt, den Landwein vorzogen, um sich

einen Schwipps anzutrinken. Einen Sonntag behielten wir sie, und dann wurden sie mit Ekel weggeschickt.

Da führte uns eines Sonnabends abends Einauge ein kleines, lebhaftes, schlankes, frisches, ulkiges Geschöpf zu, eine echte Pariser Pflanze. Sie war nett, nicht hübsch, — eines jener Weiber, in denen alles vereinigt ist, ein Gesicht, das man mit drei Strichen auf das Papier wirft nach Tisch beim Kaffee zwischen Schnaps und Cigarette. Die Natur bringt manchmal so was zu Stande.

Am ersten Abend setzte sie uns in Erstaunen, amüsierte uns. Aber wir wußten nicht recht, was wir von ihr halten sollten, so viel Unerwartetes steckte in ihr. Sie, die in diese Clique hineingeschneit war, die zu allen Dummheiten aufgelegt schien, war bald Herrin der Lage und hatte uns am nächsten Tag alle gewonnen. Übrigens war sie ein ganz verrücktes Frauenzimmer, förmlich mit Absinth in den Adern geboren, den ihre Mutter offenbar bei ihrer Geburt getrunken. Seitdem war sie nie wieder nüchtern geworden, denn, wie sie erzählte, hatte ihre Amme tüchtig einen hinter die Binde gegossen. Sie nannte auch die Schnapsflaschen, die auf dem Büffet in der Kneipe standen, nie anders als: „meine lieben Geschwister.“

Ich weiß nicht, wer von uns sie eigentlich

„Fliege“ taufte, noch warum ihr der Name gegeben ward, aber er paßte gut und blieb ihr. Und unser Boot das „Deckblatt“ trug jede Woche auf der Seine zwischen Asnières und Maisons-Lafitte fünf kräftige, lustige Burschen, gesteuert von einem, unter einem buntpapiernen Sonnenschirm sitzenden, nervösen Persönchen, das sie wie Sklaven behandelte, die sie spazieren rudern mußten und die sie alle gern mochten.

Wir hatten sie gern aus tausend Gründen und vor allen Dingen aus einem. Hinten in unserm Boot saß sie da wie eine kleine Sprechmühle, die immerfort plapperte, wenn der Wind über das Wasser strich. Sie schwatzte ohne Ende mit jenem unausgesetzten Klappern der Windmühlenflügel, die sich im Winde drehen. Und sie sagte die unglaublichsten, unerwartetsten, unerhörtesten Dinge. In diesem Geist, dessen Bestandteile die verschiedenartigsten und verschiedenfarbigsten Lumpen waren, die nicht zusammengenäht sondern nur zusammengeheftet schienen, lebte eine märchenhafte Phantasie, Gassenwitz, Unverschämtheit, Schamlosigkeit, Ulk, Komik, Lüge, Luft, Landschaft, wie wenn man in einem Ballon fährt.

Wir stellten ihr Fragen, um Antworten herauszulocken, die sie weiß der Teufel woher hatte. Am meisten quälte man sie mit der Frage:

— Warum heißt Du eigentlich Fliege?

Sie fand so wahnsinnige Gründe, daß wir vor Lachen aufhören mußten zu rudern.

Sie gefiel uns auch als Weib. Und La Toque, der nie ruderte und die ganze Zeit neben ihr am Steuer saß, antwortete auf die gewöhnliche Frage: warum heißt Du eigentlich Fliege? — Weil sie eine kleine Cantharide ist.

Ja, sie war eine kleine, fieberhaft summende, brummende Cantharide, nicht das bekannte Heilmittel, sondern eine richtige kleine spanische Fliege, mit roten Flügelchen, die anfing die ganze Bemannung des Bootes „Deckblatt“ verrückt zu machen.

Wieviel thörichte Witze wurden losgelassen über dieses Blatt, auf dem sich die Fliege niedergelassen.

Einauge hatte seit Ankunft der Fliege im Boot eine Vorzugsrolle unter uns angenommen, die des Mannes, der glücklicher Besitzer eines Mädchens ist, während die anderen vier keines haben. Er nützte diesen Vorteil so aus, daß wir manchmal ganz empört waren, indem er die Fliege vor uns allen küßte, sie sich am Ende der Mahlzeiten auf den Schoß setzte, kurz alle möglichen Vorrechte in Anspruch nahm, die uns sowohl demütigten, wie aufregten.

Im Schlafzimmer waren sie durch einen Vorhang von uns getrennt worden.

Aber bald merkte ich, daß meine Kameraden und ich, jeder in seinem Hirn für sich, zum selben Schluß kamen: „Welches Ausnahmegesetz, welch unannehmbares Prinzip erlaubte es, daß die Fliege, die von keinem Vorurteil befangen war, ihrem Liebhaber treubleiben sollte, da doch die Damen der besten Gesellschaft es ihren Männern nicht sind.“

Unsere Überlegung war ganz richtig, davon waren wir bald vollkommen überzeugt. Nur hätten wir früher daran denken sollen, denn es war schade um die verlorene Zeit. Die Fliege betrog Einauge mit der gesamten Mannschaft des „Deckblattes“.

Sie betrog ihn ohne Schwierigkeit, ohne Widerstand, bei der ersten Bitte jedes einzelnen.

Mein Gott, Tugendbolde werden sich darüber sehr entrüsten. Warum? Welche bekannte Halbweltlerin hat nicht ein Dutzend Liebhaber und wer von denen ist so dumm, das nicht zu ahnen? Ist es nicht genau so Mode, seinen bestimmten Tag bei einer bekannten Dame zu haben, wie seinen Abend in der Oper, im Theâtre-Français oder im Odeon. Zehn Leute thun sich zusammen, um eine Halbweltsdame zu unterhalten, die ihre Zeit mit großer Schwierigkeit einteilt, genau so, wie sich

zehn zusammenthun, um ein Rennpferd zu halten, das bloß ein Jockey reitet, das richtige Symbol für den einzigen wirklichen Geliebten.

Aus Zartgefühl überließ man die Fliege dem Einauge von Sonnabend abend bis Montag früh. Die Tage, wo wir ruderten, gehörten ihm. Wir betrogen ihn bloß die Woche hindurch in Paris, fern von der Seine, was für Bootsleute, wie wir, eigentlich gar kein Betrug mehr war.

Eigentümlich war nur, daß die vier Nassauer diese Teilung genau kannten, davon untereinander sprachen und sogar mit ihr durch versteckte Anspielungen, die sie immer herzlich lachen machten. Einauge allein schien nichts zu ahnen. Und diese Sonderstellung verursachte bald eine Art Verlegenheit zwischen ihm und uns, so daß er gewißermaßen vereinsamte und sich eine Schranke erhob gegenüber unserer früheren Vertraulichkeit und Freundschaft. Dadurch bekam er für uns eine schiefe Stellung, ein ganz klein wenig lächerlich, die des betrogenen Liebhabers, fast des Ehemannes.

Da er sehr schlau war, ein gerissener Hund, so fragten wir uns manchmal mit einiger Unruhe, ob er denn auch wirklich nichts ahnte.

Er gab uns darüber Klarheit auf eine für uns recht peinliche Art. Wir wollten in Bougival frühstücken und ruderten mit aller Anstrengung.

Da ließ uns La Toque — er machte an diesem Morgen das triumphierende Gesicht eines befriedigten Menschen, der Seite an Seite neben der Bootsfrau sich, nach unserer Ansicht etwas zu frei, an sie schmiegte — aufhören zu rudern, indem er rief: „Stop!“

Die acht Ruder hoben sich aus dem Wasser.

Nun wendete er sich zu seiner Nachbarin und fragte:

— Warum heißt Du Fliege?

Ehe sie antworten konnte, rief Einauge, der vorn saß, in trockenem Ton:

— Weil sie sich auf jedes Aas setzt.

Zuerst war tiefes Schweigen, eine Art Verlegenheit. Dann kam die Lachlust. Die Fliege war wie auf den Mund geschlagen.

Da befahl La Toque:

— Eins! zwei! Los!

Das Boot setzte sich wieder in Bewegung.

Der Zischenfall war erledigt, die Situation geklärt.

Das kleine Abenteuer änderte nichts in unsern Lebensgewohnheiten, es machte uns bloß wieder intim mit Einauge. Er ward jetzt wieder der anerkannte Besitzer der Fliege von Sonnabend abend bis Montag früh, indem sein Vorrang unter uns durch seine Erklärung, die übrigens alle

ferneren Anspielungen auf den Namen Fliege abschnitt, vollständig hergestellt war. Im übrigen begnügten wir uns in Zukunft mit der Rolle des dankbaren aufmerksamen Freundes, der im geheimen die Wochentage ausnutzte ohne Widerrede von einem von uns.

Das ging drei Monate lang ausgezeichnet. Aber plötzlich ward die Fliege uns gegenüber sehr eigentümlich. Sie war weniger heiter, nervös, unruhig, beinah reizbar. Man fragte sie immer:

— Was hast Du denn?

Sie antwortete:

— Nichts. Laß mich in Frieden.

Eines Sonnabends abends erklärte uns Einauge die Sache. Wir hatten uns eben in dem kleinen Zimmer, das unser Kneipwirt Barbichon in seiner Spelunke uns überließ, zu Tisch gesetzt, hatten die Suppe gegessen und warteten auf den Fisch, als unser Freund, der nachdenklich zu sein schien, die Hand der Fliege nahm und sprach:

— Meine lieben Kameraden, ich habe euch eine ernste Mitteilung zu machen, der vielleicht lange Auseinandersetzungen folgen werden. Übrigens können wir darüber in den Essenspausen reden. Die arme Fliege hat mir etwas Entsetzliches anvertraut und mich gebeten, es euch mitzuteilen. Sie ist in anderen Umständen.

Laßt mich nur noch ein paar Worte sagen.

Wir dürfen sie jetzt nicht verlassen, und Nachforschungen nach dem Vater sind untersagt.

Zuerst herrschte allgemeines Entsetzen, wie nach einem fürchterlichen Unglück. Wir blickten uns gegenseitig an, als wollten wir einem von uns die Schuld in die Schuhe schieben. Aber wem? Ja wem? Ich habe niemals so, wie in diesem Moment, die Niederträchtigkeit dieses grausamen Spiels der Natur empfunden, das es keinem Mann möglich ist, mit Bestimmtheit zu wissen, ob er der Vater seines Kindes ist.

Dann überkam uns allmählich eine Art Trost und stärkte uns; das dunkle Gefühl der Solidarität.

Tomahawk, der selten sprach, drückte dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit in folgenden Worten aus:

— Na, meinetwegen. Einigkeit macht stark.

Der Fisch wurde gebracht. Aber man stürzte sich nicht darauf wie gewöhnlich, denn wir waren trotzdem alle verstört.

Einauge meinte:

— Bei dieser Gelegenheit hat sie das Zartgefühl besessen, mir genau alles zu gestehen. Liebe Freunde, wir tragen alle dieselbe Schuld, reichen wir uns die Hände und adoptieren wir das Kind.

Das wurde einstimmig angenommen. Wir

hoben die Hände und versprachen: — Wir adoptieren es.

Da rief plötzlich die Fliege, die sich mit einem Male erleichtert fühlte von dem fürchterlichen Gewicht der Ungewißheit, die dieses niedliche kleine arme Geschöpf der Liebe quälte:

— Ach lieben Freunde, lieben Freunde, ihr seid treue Seelen, treue Seelen, treue Seelen! Ich danke euch allen. — Und zum ersten Mal sahen wir bei ihr eine Thräne.

Von nun an sprach man im Boot von dem Kind, als ob es schon geboren wäre. Und jeder von uns interessierte sich mit übergroßer Anteilnahme für die langsame regelmäßige Zunahme des Umfangs unsres Bootsmädchens.

Man hörte auf, zu rudern und fragte:

— Fliege.

Sie antwortete:

— Hier.

— Junge oder Mädel?

— Junge.

— Was soll er werden?

Da ließ sie ihrer Phantasie auf märchenhafte Art die Zügel schießen. Es waren unendliche Auseinandersetzungen, unglaubliche Erfindungen vom Tage der Geburt ab, bis daß das Kind sein Lebensziel erreicht hätte. In den naiven, leidenschaftlich zärt-

lichen Träumen dieser wunderlichen kleinen Kreatur, die jetzt keusch unter uns fünf, die sie ihre fünf Papas nannte, lebte, bedeutete das Kind alles. Sie sah es schon als Seemann und erzählte, wie es einen neuen Weltteil, größer noch als Amerika, entdeckte, sah es als General, der Frankreich Elsaß und Lothringen zurückeroberte, sah es dann als Kaiser, der eine neue Dynastie von edelmütigen, weisen Herrschern begründete, die unserm Vaterland endlich das Glück brächten, sah es als Gelehrter, der das Geheimnis fand, Gold zu machen, darauf die Kunst, ewig zu leben, sah es als Luftschiffer, dem es gelang ferne Gestirne zu besuchen, sodaß das Weltall ein großer Tummelplatz für die Menschen ward. Die Erfüllung der wunderlichsten, prachtvollsten Träume!

Ach Gott, die arme Kleine war bis zu Ende des Sommers reizend und spaßig.

Am zwanzigsten September endete ihr Traum. Wir kamen eben vom Frühstück in Maisons-Lafitte und fuhren bei Saint-Germain vorüber als sie sagte, sie habe Durst, und uns bat, in Pecq anzuhalten.

Seit einiger Zeit wurde sie sehr schwerfällig, worüber sie sehr traurig war. Sie konnte nicht mehr herumspringen wie früher, keinen Satz mehr machen vom Boot ans Land, wie sonst. Sie versuchte es, trotz unserer Rufe und Bemühungen,

und zwanzig Mal wäre sie, wenn wir sie nicht in den Armen aufgefangen hätten, gefallen.

An diesem Tag beging sie die Unvorsichtigkeit, an Land springen zu wollen, ehe das Boot hielt, mit einem jener Bravourstücke, dem oft kranke oder erschöpfte Athleten zum Opfer fallen.

Gerade in dem Augenblick, als wir landen wollten, erhob sie sich, ehe wir etwas ahnten oder ihr zuvorkommen konnten, schwang sich ab und versuchte auf den Quai zu springen. Sie war zu schwach und erreichte nur mit der Fußspitze den Steinrand, glitt ab und schlug mit dem Leib auf die scharfe Ecke, schrie laut auf und verschwand im Wasser.

Alle fünf tauchten wir zugleich unter, um ein armes, halb gebrochenes Wesen herauszufischen, das bleich war, wie eine Tote, und schon fürchterliche Qualen litt.

Wir mußten sie schnell in das nächste Gasthaus tragen, und ein Arzt ward gerufen.

Während der zehn Stunden die die vorzeitige Geburt dauerte, hielt sie mit heroischem Mut fürchterliche Qualen aus. Ganz verzweifelt liefen wir um sie herum in Angst und Fieber.

Sie brachte ein totes Kind zur Welt. Noch ein paar Tage hindurch bangten wir um ihr Leben. Endlich sagte uns der Arzt eines Morgens:

— Ich glaube, sie ist gerettet. Dies Mädchen ist aus Eisen.

Und wir traten zugleich lachenden Sinnes in ihr Zimmer.

Einauge nahm für uns das Wort und sagte:

— Du bist außer Gefahr, kleine Fliege, wir sind glückselig.

Da weinte sie zum zweiten Male in unserer Gegenwart und stammelte, einen Thränenschleier vor den Augen:

— Ach, wenn ihr wüßtet, wenn ihr wüßtet, Es ist zu traurig, zu traurig. Ich werde mich nie trösten können.

— Worüber denn trösten, kleine Fliege?

— Es getötet zu haben. Denn ich habe es getötet, ach, ohne es zu wollen. Es ist zu traurig!

Sie schluchzte. Wir umringten sie, ganz ergriffen, und wußten nicht, was wir ihr sagen sollten.

Sie begann wieder:

— Habt ihr's gesehen?

Wir antworteten einmütig:

— Ja.

— Es war ein Junge, nichtwahr?

— Jawohl.

— Nichtwahr, er war hübsch?

Wir zögerten ein wenig.

Petit bleu, der am wenigsten skrupulös war, entschloß sich, es zuzugeben:

— Sehr hübsch.

Er that Unrecht daran, denn sie fing nun zu stöhnen an und heulte fast vor Verzweiflung.

Da kam Einauge, der sie vielleicht doch am liebsten hatte, auf einen genialen Einfall, um sie zu beruhigen. Er küßte ihre durch vieles Weinen geschwollenen Augenlider und sagte:

— Tröste Dich, kleine Fliege, tröste Dich, wir machen Dir ein anderes.

Der Sinn für den Ulk, der ihr im Blute lag, erwachte plötzlich. Halb überzeugt, halb im Scherze, noch unter Thränen und das Herz vor Leid zusammenkrampft, fragte sie und blickte uns alle an:

— Wahrhaftig?

Und wir beteuerten alle zugleich:

— Ja, wahrhaftig!

---

# Der Ertrunkene

# I

In Fécamp kannte jedermann die Geschichte der alten Patin. Mit ihrem Mann war die alte Patin freilich nicht gerade glücklich gewesen, denn der hatte sie bei seinen Lebzeiten gedroschen wie Getreide auf der Tenne.

Er war Besitzer eines Fischerbootes gewesen und hatte sie einst geheiratet, weil sie nett war, wenn auch arm.

Patin war ein guter Matrose, aber ein roher Kunde, der die Kneipe des alten Auban oft besuchte, wo er an gewöhnlichen Tagen vier oder fünf Schnäpse trank, wenn er aber einen reichen Fischzug gemacht hatte, acht oder zehn und oft mehr, je nach Stimmung, wie er sagte.

Der Schnaps wurde den Gästen von der Tochter des alten Auban gebracht, einem braunen netten Ding, das nur durch ihr freundliches Wesen die Leute ins Haus zog. Ins Gerede war sie nie gekommen.

Wenn Patin in die Kneipe kam, sah er sie

gern und sagte ihr ein paar Artigkeiten, ruhig und anständig. Wenn er das erste Glas herunter-geschüttet hatte, fand er sie schon nett, beim zweiten kniff er ein Auge zu, beim dritten sagte er: „Fräulein Désirée, wenn Sie nur wollten ....," ohne je den Satz zu Ende zu sprechen; beim vierten suchte er sie am Kleid festzuhalten, um sie zu küssen, und wenn er bis zum zehnten Glas gekommen war, schenkte ihm der alte Auban die folgenden selbst ein.

Der alte Kneipwirt, der mit allen Hunden gehetzt war, ließ Désirée von einem Tisch zum andern gehen, um die Leute zum Trinken anzuregen. Und Désirée, die nicht umsonst die Tochter des alten Auban war, lief zwischen den Trinkern herum und scherzte mit ihnen, lachenden Mundes, mit verschmitzten Augen.

Durch den ewigen Besuch der Kneipe gewöhnte sich Patin so an Désirées Gesicht, daß er sogar auf See an sie dachte, wenn er seine Netze ins Wasser ließ, auf hohem Meer in stürmischer oder ruhiger Nacht, bei Mondschein oder Nebel. Er dachte an sie, wenn er die Ruderpinne hielt hinten im Boot, während die vier anderen Leute der Bemannung schliefen, den Kopf im Arm. Er sah sie vor sich, wie sie ihn anlächelte und den gelben Schnaps mit einer gewissen Schulterbe-

wegung einschenkte und dann mit den Worten fortging:

— So. Sind Sie nun zufrieden?

Und weil er sie immer so vor Augen hatte und sie in Gedanken sah, überkam ihn eine solche Lust, sie zu heiraten, daß er nicht mehr anders konnte und um sie anhielt.

Er war reich, besaß ein eigenes Boot, eigene Netze und ein Haus am Strand, während der alte Auban nichts hatte. Er wurde also sofort angenommen, und die Hochzeit fand so schnell als möglich statt, da beiden Teilen daran lag, daß es fix ging, aus allerlei Gründen.

Aber drei Tage nach der Hochzeit schon konnte Patin garnicht mehr begreifen, wie er an Désirée etwas anderes hatte finden können, als an anderen Mädchen. Er war wirklich zu dumm gewesen, sich eine an den Hals zu hängen, die keinen Pfennig hatte. Sie hatte ihn eben mit ihrem Schnaps benebelt, hatte ihm gewiß irgend einen Dreck hinein geschüttet.

Er fluchte draußen, zerbiß seine Pfeife zwischen den Zähnen, ärgerte die Bemannung. Und nachdem er alle Schimpfworte, die möglich waren, gegen alles, was er überhaupt kannte, angewendet, häufte er, was noch von Wut in ihm steckte, auf die Fische und Hummern, die er aus seinem Netz

zog, und warf sie nie mehr in den Henkelkorb, ohne sie mit den unflätigsten Redensarten und Schimpfworten zu beehren.

Wenn er dann nach Haus kam, zögerte er nun nicht mehr, da er die Tochter des alten Auban, seine Frau, im Kampfbereich von Mund und Arm hatte, sie wie das elendste Frauenzimmer zu behandeln. Da sie ihn ergeben anhörte, an die Wutausbrüche des Vaters gewöhnt, brachte ihn ihre Ruhe erst recht zur Raserei, und eines Abends schlug er sie. Nun begann ein furchtbares Leben.

Zehn Jahre lang sprach man am Strand von weiter nichts, als von den Prügeln, mit denen Patin seine Frau bedachte, und von seiner Angewohnheit, wenn er mit ihr sprach, unausgesetzt zu fluchen und zu schimpfen. Er hatte allerdings eine ganz besondere Art zu fluchen, einen Wortreichtum und eine Stimmgewalt, wie kein anderer Mensch in Fécamp. Sobald sein Boot am Hafeneingang, vom Fischfang heimkehrend, erschien, wartete man auf den ersten Schwall von Schimpfworten, den er von seinem Boot aus nach dem Strande schleudern würde, sobald er nur die weiße Mütze seiner Frau sah.

Er stand hinten im Boot und den Blick nach vorn und auf das Segel gerichtet, trotz hoher See, und obgleich er bei der engen schwierigen

Einfahrt aufpassen mußte, trotz der Wellen, die Berge-hoch zu der engen Einfahrt heranbrausten, suchte er, mitten unter den Frauen, die die Seeleute erwarteten, beim weißen Gischt der Brandung seine Frau, des alten Auban Tochter, das Luder, zu erkennen.

Sobald er sie dann gesehen hatte, überschüttete er sie trotz des Tobens von Wasser und Wind mit einer Ladung von Schimpfworten mit so gewaltiger Stimme, daß alle darüber lachten, obgleich man die Frau bedauerte. Wenn dann das Boot an den Quai kam, hatte er eine Manier, den Rest von Schimpfworten noch auszuladen, während er seine Fische an Land schaffte, daß sich um sein Boot alles Gesindel und alle Gaffer des Hafens sammelten.

Es quoll ihm manchmal aus dem Mund wie Kanonenschüsse, fürchterlich, gleich Donnerschlägen, die fünf Minuten lang hinrollen. Ein solches Ungewitter von Schimpfworten, als hätte er in den Lungen alle Gewitter Gottes.

Wenn er dann sein Schiff verlassen hatte und mitten unter den Neugierigen und den Fischerweibern ihr gegenüber stand, suchte er, da sein Vorrat erschöpft war, eine neue Ladung Unflätigkeiten und Schimpfworte und brachte sie so bis an sein Haus, sie vorn, er hinten, sie heulend, er brüllend.

Sobald sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, schlug er bei der geringsten Veranlassung auf sie los. Alles genügte ihm, seine Hand gegen sie zu erheben, und wenn er einmal im Zuge war, hörte er nicht mehr auf, indem er ihr dann den wirklichen Grund seines Hasses ins Gesicht warf. Bei jeder Ohrfeige, jedem Puff brüllte er:

— Du hast ja keenen Dreier, Hungerleiderin! Du mußt ja barfuß loofen. Ich habe 'ne schöne Dummheit gemacht, als ich mir den Rachen putzte mit dem Gesöff von Deinem Schweinehund von Vater.

Jetzt lebte die arme Frau in ununterbrochenem Entsetzen, in ewigem Zittern des Körpers und der Seele, in fortwährender Erwartung seiner Rohheiten und Gemeinheiten.

Das dauerte zehn Jahr. Sie war so ängstlich geworden, daß sie die Farbe verlor, wenn sie mit irgend jemand sprach, und an nichts mehr dachte als an die Schläge, die ihr drohten. Und sie ward magerer, gelber und vertrockneter, wie ein geräucherter Fisch.

---

## II

Eines Tages, als ihr Mann auf See war, wurde sie plötzlich durch das Stöhnen des Windes aufgeweckt, das klingt wie das Heulen eines wilden Tieres, wenn er angebraust kommt gleich einem losgelassenen Hund. Sie richtete sich erschrocken im Bett auf, dann hörte sie nichts mehr und legte sich wieder hin. Aber beinah sofort stöhnte es im Kamin, dröhnte, daß das ganze Haus zitterte, und es klang, als ob eine große Herde von wilden Bestien heulend durch die Luft gejagt käme.

Da stand sie auf und rannte an den Hafen. Andere Frauen kamen von allen Seiten gleichfalls mit ihren Laternen, auch die Männer liefen herbei, und alle sahen, wie in der Nacht draußen auf dem Meer die Schaumkronen auf den Wellen blitzten.

Der Sturm dauerte fünfzehn Stunden. Elf Seeleute kehrten nicht heim, unter ihnen Patin.

Bei Dieppe fand man Überreste seines Schiffes, der „Jungen Amalie“, und in der Nähe von Saint-Valéry die Leichen der Bemannung, aber ihn selbst nicht. Da es den Anschein hatte, als wäre sein Schiff in zwei Teile geborsten, wartete seine Frau lange und befürchtete seine Rückkehr. Denn, wenn er vielleicht von einem anderen

Schiff aufgenommen worden war, konnte es sein, daß das ihn in die Ferne mitgenommen hatte.

Dann gewöhnte sie sich allmählich an den Gedanken, Witwe zu sein, fuhr bloß jedesmal zusammen, wenn eine Nachbarin, ein Armer oder ein fliegender Händler einmal unerwartet bei ihr eintrat.

Da blieb sie eines Nachmittags, etwa vier Jahr, nachdem ihr Mann verschwunden war, als sie die Judenstraße hinunterging, vor dem Haus eines alten Schiffskapitäns stehen, der vor kurzem gestorben war und dessen Möbel man verkaufte.

Gerade in diesem Augenblick wurde ein Papagei versteigert, ein grüner mit blauer Haube, der alle Leute unruhig und unzufrieden anblickte.

— Drei Francs! — rief der Taxator. — Ein Vogel, der wie ein Advokat schwatzt. Drei Francs!

Eine Freundin der Patin stieß sie in die Seite:

— Sie sollten ihn kaufen, Sie haben doch Geld. Da hätten Sie Gesellschaft. Der ist mehr, wie dreißig Francs wert, der Vogel. Fünfundzwanzig kriegen Sie allemal wieder.

— Vier Francs, meine Damen, vier Francs! — wiederholte der Mann. — Der singt die Litanei und predigt wie der Herr Pfarrer. Ein Phänom, ein wirkliches Wunder!

Die Patin zahlte noch fünfzig Centimes, und man gab ihr das Tier mit dem krummen Schnabel in einem kleinen Käfig, den sie mitnahm.

Dann stellte sie es bei sich auf. Aber wie sie die Thür des Käfigs öffnete, um dem Tier zu trinken zu geben, bekam sie von ihm sofort einen Schnabelhieb auf den Finger, daß gleich Blut floß.

— O, der ist böse! — sagte sie.

Trotzdem reichte sie ihm Mais und Hanfkörner. Er blieb sitzen, glättete sein Gefieder und betrachtete listig sein neues Haus und seine neue Herrin.

Als es eben Tag wurde am anderen Morgen, hörte die Patin ganz deutlich eine starke Stimme, rollend, laut, Patins Stimme, die rief:

— Wirst Du bald aufstehen, altes Aas! —

Ihr Entsetzen war so groß, daß sie den Kopf unter das Bettuch steckte, denn jeden Morgen einst hatte ihr Seliger, sobald er nur die Augen geöffnet, ihr diese sechs Worte, die sie genau kannte, ins Ohr gebrüllt.

Zitternd, zu einer Kugel zusammengerollt, den Rücken schon für die Schläge bereit, die ihrer warteten, flüsterte sie, das Gesicht in die Betttücher versteckt:

— Heiliger Gott, da ist er! Heiliger Gottt, da ist er! Er ist wiedergekommen, heiliger Gott!

Die Minuten verstrichen. Kein Laut mehr

klang durch das Zimmer. Da steckte sie zitternd den Kopf aus dem Bett, sie war sicher, daß er da sei und sie suchte, um sie zu schlagen.

Sie sah nichts, nur ein Sonnenstrahl fiel durch das Fenster. Da dachte sie:

— Er hat sich sicher versteckt.

Sie wartete lange, dann dachte sie, etwas ruhiger geworden:

— Ich glaube, ich habe geträumt. Ich sehe ihn ja nicht.

Sie schloß etwas beruhigter die Augen, als plötzlich ganz nahe neben ihr, die wütende Stimme, der Donnerton des Ertrunkenen klang, der sie anbrüllte:

— Gott verdamm mich! Gott verdamm mich! Gott verdamm mich, wirst Du wohl aufstehen altes . . . . .

Sie sprang aus dem Bett, gehorsam, wie eine Frau, die immer Prügel bekommt und noch daran denkt nach vier Jahren und immer daran denken und dieser Stimme auch ewig gehorchen muß. Und sie sagte:

— Da bin ich, Patin. Was willst Du?

Aber Patin antwortete nicht. Sie blickte erschrocken um sich, dann suchte sie überall in den Schränken, im Kamin, unter dem Bett. Aber sie fand niemand, und endlich sank sie in einen Stuhl

vor Schreck, überzeugt, daß Patins Geist ihr nahe sei, zurückgekehrt, um sie zu schinden.

Plötzlich dachte sie an den Boden, auf den man von außen auf einer Leiter steigen konnte. Dort hatte er sich gewiß versteckt, um sie zu überraschen. Er war wahrscheinlich von irgend welchen Wilden festgehalten worden, hatte nicht früher fortgekonnt und war nun zurückgekommen, bösartiger denn je. Sie konnte daran nicht zweifeln, wenn der Ton seiner Stimme klang.

Sie fragte und blickte zur Decke empor:

— Bist Du oben, Patin?

Patin antwortete nicht.

Da lief sie hinaus in fürchterlicher Angst, die ihr das Herz zusammenschnürte, stieg die Leiter hinauf, öffnete die Thür, blickte hinein, sah nichts, ging auf den Boden, suchte und fand nichts.

Sie warf sich auf eine Strohschütte und begann zu weinen. Aber während sie in furchtbarer, übernatürlicher Angst schluchzte, hörte sie im Zimmer unter sich Patins Stimme erzählen. Er schien weniger wütend zu sein, ruhiger und sagte:

— Ekelhaftes Wetter! Kolossaler Sturm! Ekelhaftes Wetter. Ich habe nich gefrühstückt, Gott verdamm mich!

Sie rief durch die Decke hindurch:

— Da bin ich, Patin, ich will Dir 'ne Suppe machen. Sei nicht böse, ich komme.

Und sie eilte hinab. Es war niemand da.

Sie war erschrocken, als hätte sie der Tod berührt, und lief davon, um die Nachbarn zu Hilfe zu rufen. Da tönte ganz nahe an ihrem Ohr die Stimme:

— Ich habe nich gefrühstückt, Gott verdamm 'mich!

Und der Papagei blickte sie mit seinem großen, runden, bösen, frechen Auge aus dem Käfig an.

Und auch sie sah ihn erschrocken an und flüsterte:

— Ach, Du bist's.

Er sagte, den Kopf schüttelnd:

— Wart nur! Wart nur! Wart nur! Daß Du nicht faul bist!

Was ging in ihr vor? Sie fühlte, begriff, daß er es war, der Tote, der wiedergekommen war, der das Federkleid dieses Tieres nur geborgt hatte, um sie wieder zu schinden, daß er fluchen würde, wie früher, den ganzen Tag, ihr Schimpfworte an den Kopf werfen, um die Nachbarn herbei zu rufen, daß sie lachten. Da stürzte sie sich auf den Käfig, öffnete ihn, packte den Vogel, der sich wehrte und ihr mit Schnabel und Fängen die Haut aufschlitzte. Aber sie hielt ihn mit aller Kraft in beiden Händen, warf sich zu

Boden, rollte sich über ihn mit einer Wut wie eine Besessene, erdrückte ihn, daß er nur noch ein Fleischklumpen war, ein kleiner, weicher, grüner Klumpen, der sich nicht mehr bewegte, der nicht mehr sprach, der schlaff dalag. Dann wickelte sie ihn in einen Lappen wie in ein Leichentuch, lief im Hemd barfuß hinaus an den Hafendamm, an dem das Meer in kurzen Wellen brandete, schüttelte das Tuch aus und ließ dies kleine, tote Ding, das wie ein Haufen Gras aussah, ins Wasser fallen. Darauf kehrte sie heim, warf sich vor dem leeren Käfig auf die Kniee, und erschüttert von dem, was sie gethan, bat sie schluchzend Gott um Vergebung, als hätte sie ein fürchterliches Verbrechen begangen.

---

# Die Probe

# I

Bondels führten eine gute Ehe, nur ab und zu gab es Krieg. Aus irgend einem vorübergehenden Grunde zankten sie sich dann, aber sie versöhnten sich wieder.

Bondel war Kaufmann und hatte sich von den Geschäften zurückgezogen, nachdem er eine genügende Summe erworben, um bescheiden leben zu können. Er hatte in Saint-Germain ein kleines Häuschen gemietet und wohnte dort mit seiner Frau.

Er war ein ruhiger Mensch, dessen gesetzte Anschauungen schwer aufzurütteln waren. Er wußte alles mögliche, las ernste Blätter und war dabei für einen guten Witz nicht unempfänglich. Mit praktischem, gesundem Menschenverstand begabt, die wichtigste Eigenschaft des französischen Kaufmanns, dachte er wenig nach, aber scharf und entschloß sich nur zu etwas, nachdem er sich die Sache gründlich überlegt und von der Richtigkeit seiner Entschließung vollkommen überzeugt war.

Er war mittelgroß, leicht ergraut, und sah sehr anständig aus.

Seine Frau hatte sehr vernünftige Eigenschaften, aber auch einige Fehler. Sie wurde leicht heftig, hatte eine Art und Weise sich zu geben, die beinah gewaltthätig genannt werden konnte, war dickköpfig und rachsüchtig bis aufs äußerste. Sie war früher hübsch gewesen, dann war sie fett geworden, etwas rot, galt aber in Saint-Germain, in ihrem Viertel, noch immer für eine sehr ansehnliche Frau, die ein Bild der Kraft und Gesundheit bot, aber keinen liebenswürdigen Anblick.

Die Meinungsverschiedenheiten des Ehepaars begannen fast immer schon beim Frühstück bei gleichgiltigen kleinen Gesprächen. Dann waren sie bis zum Abend, ja oft noch bis zum nächsten Tag verzankt miteinander. Ihr einfaches, in beschränkten Grenzen sich abspielendes Dasein verlieh auch den geringsten Dingen, die sie thaten, einige Wichtigkeit, und jeder Gesprächsgegenstand wurde sofort zum Streit. Früher war es nicht so gewesen, als sie noch das Geschäft hatten, das ihre Zeit in Anspruch nahm, als gemeinsame Sorgen ihr Herz bedrängten und sie in gemeinsamem Interesse, das es zu wahren galt, sich eng aneinander schlossen.

Aber in Saint-Germain sahen sie wenig Menschen. Sie hätten neue Bekanntschaften anknüpfen und sich ohne Beschäftigung, unter fremden Leuten lebend, vom Morgen bis zum Abend eine neue Existenz schaffen müssen. Da hatte die Eintönigkeit der immer gleichen Stunden, sie ein wenig gegeneinander in reizbare Stimmung versetzt. Und das ruhige Glück, das sie erhofft und in Ruhe erwartet, kam nicht.

An einem Junimorgen hatten sie sich eben zum Frühstück gesetzt, als Bondel fragte:

— Kennst Du die Leute, die in dem kleinen roten Häuschen am anderen Ende der Rue du Berceau wohnen?

Frau Bondel war offenbar mit dem falschen Fuß aufgestanden und antwortete:

— Ja und nein. Ich kenne sie, aber ich will sie nicht kennen.

— Weshalb denn? Sie machen einen sehr netten Eindruck.

— Weil — — —

— Ich habe heute früh den Mann auf der Straße getroffen, und wir sind ein Stück zusammen gegangen.

Bondel fühlte, daß ein Gewitter in der Luft lag, und schloß:

— Er hat mich nämlich zuerst angeredet.

Die Frau sah ihn unzufrieden an und sagte:

— Du hättest ihm auch aus dem Wege gehen können.

— Aber warum denn?

— Ja, weil man über sie redet.

— Was denn?

— Was? Gott, wie man eben so über die Menschen redet.

Herr Bondel hatte das Unglück, etwas lebhaft zu werden:

— Meine Liebe, weißt Du, ich hasse diese Redereien. Für mich genügt's, wenn man über jemand redet, daß er mir sympathisch ist, und die Leute finde ich wirklich sehr nett.

Sie fragte wütend:

— Die Frau wohl etwa auch?

— Gott na ja, die Frau auch, obwohl ich sie kaum gesehen habe.

Und der Streit ging fort, wurde langsam giftiger. Immer ritten sie auf derselben Geschichte herum, weil sie nichts anderes hatten.

Frau Bondel wollte durchaus nicht damit herausrücken, was man von den Nachbarn erzählte, und ließ schlimme Sachen ahnen, ohne sie jedoch genauer zu bezeichnen. Bondel zuckte die Achseln, lachte und reizte seine Frau immer mehr. Endlich schrie sie ihn an:

— Nun, der Kerl ist eben ein Hahnrei, wenn Du es wissen willst.

Der Mann antwortete, ohne sich weiter aufzuregen:

— Ich weiß nicht, wieso das dem Mann zur Unehre gereicht.

Sie war ganz baff:

— Was, das siehst Du nicht ein? Das siehst Du nicht ein? Das ist allerdings stark. Das siehst Du nicht ein? Es ist ja ein öffentlicher Skandal. Er ist einfach anrüchig, weil er Hahnrei ist.

Er antwortete:

— Nee, nee! Ein Mann sollte anrüchig sein, weil man ihn betrügt, weil man ihn verrät, weil man ihn bestiehlt. Nee, nee! Bei der Frau gebe ich's zu, aber bei ihm nicht.

Sie wurde wütend: — Für ihn wie für sie, sie sind eben anrüchig. Es ist ein öffentlicher Skandal.

Bondel fragte ganz ruhig:

— Also erstens, ist denn die Geschichte wahr? Wenn niemand dabei gewesen ist, wer will denn die Geschichte beweisen?

Frau Bondel rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her:

— Wieso? Wer soll's beweisen? Jedermann,

jedermann. So was ist so klar, wie einer zwei Augen im Kopfe hat. Das weiß jeder Mensch, alle sagen's. Da ist gar kein Zweifel dabei, die Geschichte ist klar wie ein heller Sonnentag.

Er lachte:

— Man hat sich auch lange eingebildet, daß die Sonne sich um die Erde dreht und tausend Dinge, die ebenso klar sind, aber nichtsdesto weniger falsch waren. Der Mann betet seine Frau überhaupt an, er redet von ihr in den zärtlichsten Ausdrücken, mit Verehrung. Das ist nicht wahr.

Zitternd stammelte sie:

— Und dabei weiß er es, dieses Rindvieh, dieser Krüppel, dieser Lump!

Bondel wurde nicht wütend, er redete ruhig weiter:

— Bitte um Verzeihung, der Mann ist garnicht dumm. Mir hat er im Gegenteil einen ganz klugen und feinen Eindruck gemacht. Du wirst mir doch nicht weismachen, daß ein vernünftiger Mann so was in seinem Hause nicht merkt, wenn die Nachbarn, die nicht darin sitzen, in seinem Hause nämlich, jede Einzelheit des Ehebruches kennen. Denn sie wissen natürlich alles ganz genau.

Frau Bondel hatte einen Anfall von wütender Heiterkeit, die ihrem Mann auf die Nerven ging:

— Ha, ha, ha! Ihr seid einer wie der andere, einer wie der andere! Nicht einer merkt die Geschichte, wenn man ihn nicht mit der Nase reinsteckt.

Der Streit ging fort. Sie beteuerte in größter Aufregung die Blindheit betrogener Ehemänner, die er bezweifelte, sie aber mit so persönlicher Verachtung behauptete, daß er anfing, böse zu werden.

So wurde der Streit zum beiderseitigen Zornesausbruch. Sie nahm die Partei der Frauen, er verteidigte die Männer.

Er beging die Dummheit zu erklären:

— Na also, ich schwöre Dir, daß, wenn ich betrogen worden wäre, ich's gemerkt hätte, und zwar sofort. Und ich hätte Dir solche Gelüste ausgetrieben, aber so gründlich, daß wir hätten den Arzt kommen lassen müssen, um Dich wieder auf die Beine zu bringen.

Sie zitterte vor Wut und brüllte ihm ins Gesicht:

— Du! Du! Du bist ebenso dumm wie alle anderen, hörst Du?

Er beteuerte von neuem:

— Ich schwöre Dir, das ist nicht wahr.

Da fing sie so impertinent an zu lachen, daß ihm das Herz klopfte, und es ihn kalt überlief.

Zum dritten Male rief er:

— Ich hätte es nicht gemerkt? Aber sicher!

Sie stand auf und lachte immer noch in derselben Art. Und dann ging sie mit den Worten:

— Nein, das ist aber zu toll! — hinaus und schlug die Thür zu.

---

## II

Bondel blieb allein. Ihm war sehr unangenehm zu Sinn. Dieses herausfordernde, unverschämte Lachen hatte ihn getroffen, wie der giftige Stich einer Fliege, den man im ersten Augenblick nicht merkt, aber der bald anfängt zu brennen und unerträglich wird.

Er ging hinaus, lief spazieren und träumte. Das einsame Leben, das er jetzt führte, brachte ihn auf traurige Gedanken, so, daß er alles schwarz sah. Der Nachbar, den er am Morgen getroffen, stand plötzlich vor ihm. Sie drückten sich die Hand und begannen zu schwatzen. Sie redeten von verschiedenen Dingen, und endlich kamen sie auf ihre Frauen. Beide schienen etwas

einander anvertraueu zu wollen, etwas Unerklärliches, Unbestimmtes, Peinliches über den Charakter des Wesens, an das ihr Dasein gekettet: der Frau.

Der Nachbar sagte:

— Es ist wirklich, als ob sie manchmal gegen ihren Mann eine Art besonderer Feindschaft empfinden nur deshalb, weil er ihr Mann ist. Ich liebe meine Frau, ich liebe sie sehr, ich schätze sie und achte sie, und trotzdem ist's mir manchmal, als ob sie gegen unsere Freunde vertrauender und liebevoller wäre, als gegen mich.

Bondel dachte sofort: Da haben wir es, meine Frau hat doch recht.

Als er den Mann verlassen hatte, dachte er wieder nach. Er fühlte seine Seele eine Menge sich widersprechender Gedanken bedrängen, eine Art schmerzliches Kochen und Gähren, und immer klang ihm dies impertinente Lachen in den Ohren, dieses verzweifelte Lachen, das zu sagen schien: nun, Dir geht's doch gerade so wie den anderen, Du Schafskopf. Das war sicher eine Herausforderung, eine jener schamlosen Herausforderungen einer Frau, die alles wagt, alles, nur um zu verletzen, um den Mann, über den sie sich ärgert, zu demütigen.

Der arme Herr war also auch ein betrogener

Gemahl, wie so viel andere. Er hatte traurig gesagt: „Mir ist es manchmal, als ob sie gegen unsere Freunde vertrauender und liebevoller wäre, als gegen mich." So dachte also ein Ehemann, ein sentimentaler Blinder, den das Gesetz Ehemann nennt, über die besonderen Aufmerksamkeiten seiner Frau gegen einen anderen. Mehr hatte er nicht gemerkt! Er war eben wie alle übrigen, alle anderen.

Wie seine eigene Frau, über ihn, Bondel, so seltsam gelacht hatte:

— Du auch! Du auch! — Wie diese Geschöpfe verrückt und unvorsichtig sind, daß sie einem solchen Verdacht ins Herz gießen können, nur um den Mann herauszufordern.

Er ging in Gedanken ihr gemeinsames Leben durch, ihre früheren Bekanntschaften, ob sie etwa jemals einem anderen mehr Vertrauen und Hingebung geschenkt, wie ihm. Er hatte nie jemand in Verdacht gehabt, so ruhig und sicher war er ihrer, so besaß sie sein Vertrauen.

Aber doch, sie hatte ja einen Freund gehabt, einen intimen Freund, der beinah ein Jahr lang drei Mal wöchentlich bei ihnen aß: Tancret, der gute Tancret, der brave Tancret, den er, Bondel, liebte wie einen Bruder, und den er immer noch heimlich ab und zu sah, seitdem sich seine Frau

mit ihm verzankt, er wußte eigentlich nicht warum. Mit ihm, diesem netten, famosen Kerl.

Er blieb stehen, um scharf nachzudenken und unruhigen Geistes die Erinnerung zu durchfliegen. Dann überkam ihn eine Empörung über sich selbst wegen dieser schmachvollen Unterstellung seines mißtrauischen bösen, eifersüchtigen Ich, das in uns allen schläft. Er klagte sich an, tadelte sich, schimpfte über sich selbst, indem er an die Besuche dieses Freundes dachte, den seine Frau so sehr schätzte und mit dem sie ohne ernstlichen Grund gebrochen. Aber plötzlich kamen ihm Erinnerungen an andere Beziehungen, die sie ebenso abgebrochen, was er auf den rachsüchtigen Charakter seiner Frau geschoben, die nie eine Beleidigung verzieh. Da lachte er herzlich über sich selbst, über diesen Beginn von Ängsten, die über ihn gekommen. Und er dachte an die haßerfüllten Gesichter, die seine Frau gezeigt, wenn er heimkehrte: „Ich habe den guten Tancret getroffen, er hat gefragt, wie Dirs geht.“ Und nun war er ganz beruhigt.

Sie antwortete immer: „Wenn Du diesen Mann siehst, kannst Du ihm sagen, daß ich ihn bitte, sich nicht mit mir zu beschäftigen.“ Mit welcher Wut, mit welcher Empörung sie das immer sagte. Man fühlte, daß sie nicht verzieh, nie ver-

zeihen würde. Und er hatte sie in Verdacht haben können, nur eine Sekunde. Nein, so eine Dummheit.

Und doch, warum war sie so wütend? Sie hatte nie etwas Genaues über den Bruch und den Grund dieser Abneigung gesagt. Sie war wütend auf ihn, wütend. Sollte sie ....? Nein, nein, nein! Und Bondel sagte sich, daß er sich ja erniedrigte, wenn er solche Sachen dachte.

Ja, er erniedrigte sich ohne Zweifel. Aber er konnte doch nicht anders und dachte immer an die Sache, fragte sich erschrocken, ob dieser Gedanke, der ihn überkommen, nicht etwa in ihm haften bleiben würde, ob das nicht den Keim bedeute zu langen Qualen. Er kannte sich, er war der Mann dazu, seine Zweifel sich weidlich zu überlegen, wie er früher über seinen kaufmännischen Unternehmungen gebrütet Tag und Nacht, unausgesetzt Für und Wider abwägend.

Er wurde erregt, ging schneller und verlor seine Ruhe. Man kann gegen einen Gedanken eben nicht an, er ist undurchdringlich, nicht zu verbannen, nicht tot zu machen.

Und plötzlich kam ihm eine verwegene Idee, so verwegen, daß er zuerst im Zweifel war, ob er sie ausführen solle.

Jedesmal, wenn er Tancret traf, fragte der ihn nach Frau Bondel.

Und Bondel antwortete:

— Sie ist immer noch böse.

Kein Wort mehr. Herr Gott nochmal!

Er wollte also mit dem Zug nach Paris fahren, zu Tancret gehen und ihn noch heute abend mitbringen, indem er ihm vorredete, die Wut seiner Frau sei verschwunden. Ja, aber was für ein Gesicht würde Frau Bondel machen! Und diese Scenen, dieser Wutanfall, dieser Skandal! Um so besser, das sollte die Rache für ihr Lachen sein. Und wenn er sie einander gegenüber sah, ganz plötzlich, ohne daß sie es ahnte, dann wollte er schon auf den Gesichtern die Wahrheit lesen.

---

## III

Sofort ging er zum Bahnhof, löste sich eine Fahrkarte, stieg in den Abteil. Aber als er den Zug in Gang fühlte, der den Damm zu Pecq hinauffuhr, hatte er doch ein wenig Angst. Es war ihm nicht angenehm zu Mute, angesichts dessen, was er wagen wollte. Um nicht anderer Meinung zu werden und etwa umzukehren, zwang

er sich, nicht daran zu denken, sich durch andere Gedanken zu zerstreuen, und das, was er sich in blindem Entschluß vorgenommen hatte, durchzuführen. Und nun summte er Operettenmelodien vor sich hin oder Bänkelsängerlieder bis Paris, um sich abzulenken.

Sobald er die Straße vor sich sah, die ihn zu Tancrets Wohnung führte, packte ihn die Lust, stehen zu bleiben. Er bummelte an ein paar Läden hin, sah nach dem Preis von einzelnen Gegenständen, interessierte sich für neue Artikel, wollte ein Glas Bier trinken, was er sonst nie that. Und als er sich der Wohnung seines Freundes näherte, hätte er ihn am liebsten nicht zu Haus getroffen.

Aber Tancret war zu Haus, saß allein da und las. Er war sehr erstaunt, erhob sich und rief:

— Ach, Bondel, das ist aber nett!

Und Bondel antwortete verlegen:

— Ja, lieber Freund, ich bin nach Paris gekommen, um ein paar Besorgungen zu machen, und da komme ich mal 'rauf, um guten Tag zu sagen.

— O, das ist nett, das ist nett! Um so mehr, da Du so lange nicht dagewesen bist!

— Ja, man ist eigentlich, ohne daß man es will, allerlei Eindrücken zugänglich, — und da meine Frau auf Dich böse zu sein schien .....

— Verflucht nochmal! Zu fein schien? Nee, das ist schon noch etwas mehr gewesen, sie hat mich doch einfach 'rausgeschmissen.

— Ja, weshalb denn? Ich hab's nie erfahren.

— Ach Gott, wegen einer Kleinigkeit, wegen einer Dummheit. Wir sprachen über etwas, und ich war nicht ihrer Ansicht.

— Ja, über was habt ihr denn gesprochen?

— Über eine Dame, die Du vielleicht dem Namen nach kennst. Frau Boutin, eine meiner Freundinnen.

— Ach wirklich! Nun ich glaube, meine Frau zürnt Dir jetzt nicht mehr, denn sie hat mir heute früh von Dir in sehr freundschaftlichen Worten gesprochen?

Tancret zuckte zusammen und schien sehr erstaunt zu sein, so daß er ein paar Sekunden keine Antwort fand. Dann sagte er:

— Sie hat von mir freundschaftlich gesprochen?

— Gewiß.

— Ist das sicher?

— Mein Gott, ich träume doch nicht.

— Ja, und . . . .

— Ja, und da ich nach Paris fuhr, glaubte ich, es würde Dir Spaß machen, wenn ich Dir das erzählte.

— Ja, natürlich! Natürlich!

Bondel schien zu zögern, dann sagte er nach kurzer Pause:

— Ich bin sogar auf eine ganz eigene Idee gekommen.

— Nun?

— Ich wollte Dich zum Essen heute mitbringen.

Über diesen Vorschlag schien Tancret, der sehr vorsichtig war, beunruhigt:

— Ja, glaubst Du wirklich, daß das möglich ist? Wenn wir uns bloß nicht Unannehmlichkeiten aussetzen.

— Aber keine Spur!

— Ja, ja. Weißt Du, Deine Frau vergißt nicht so leicht.

— Aber ich gebe Dir die Versicherung, sie ist garnicht mehr böse. Ich glaube sogar, es wird ihr Spaß machen, Dich so unerwartet wiederzusehen.

— Wirklich?

— Nun ganz bestimmt.

— Ja, da wollen wir hinfahren. Ich bin ja glückselig. Weißt Du, diese Verstimmung hat mir schon viel Kummer gemacht.

Und sie hakten sich unter und gingen zum Bahnhof Saint-Lazare.

Schweigend legten sie die Fahrt zurück, beide schienen in tiefen Gedanken. Sie saßen einander

gegenüber, blickten sich ohne zu sprechen an und fanden gegenseitig, daß sie blaß aussähen.

Dann stiegen sie aus, hakten sich wieder unter, als wollten sie sich gegen die Gefahr verbünden. Nach ein paar Minuten blieben sie vor Bondels Haus, beide außer Atem, stehen.

Bondel ließ seinen Freund eintreten, folgte ihm in das Wohnzimmer, rief das Mädchen und fragte:

— Ist die gnädige Frau zu Haus?

— Jawohl.

— Bitte sagen Sie ihr, sie möchte doch gleich mal herunterkommen.

— Jawohl.

Sie warteten, in zwei Lehnstühle versunken, beide vom selben Wunsche erfüllt, so schnell wie möglich, ehe die große, gefürchtete Persönlichkeit auf der Schwelle erschien, zu verduften.

Ein ihnen bekannter Schritt, kräftig und laut, kam die Stufen der Treppe herab. Eine Hand legte sich auf die Thürklinke, und die beiden Männer sahen, wie der Messinggriff niederging. Dann öffnete sich die Thür weit, und Frau Bondel blieb stehen. Sie wollte sehen, was los wäre, ehe sie eintrat.

Sie blickte hin, errötete, zitterte, wich einen halben Schritt zurück, blieb dann unbeweglich, mit

rotem Kopf, die Hände gegen die Thürpfosten gestützt, stehen.

Tancret war jetzt bleich geworden, als sollte er umfallen, hatte sich erhoben und ließ seinen Hut fallen, der auf das Parkett rollte. Dann stammelte er:

— Mein Gott, gnädige Frau, ich bin's. Ich habe — ich glaubte — ich habe gewagt — es thut mir so leid. . . .

Da sie nicht antwortete, fuhr er fort:

— Verzeihen Sie mir endlich. . . .

Da kam plötzlich etwas über sie, sie streckte ihm beide Hände entgegen, ging auf ihn zu, und als er sie gepackt und gedrückt und die beiden Hände in den seinen behalten hatte, sagte sie mit bewegter, gebrochener, fast tonloser Stimme, wie ihr Mann sie niemals bei ihr gehört:

— Ach, mein lieber Freund, das freut mich von Herzen.

Und Bondel, der sie betrachtete, fühlte sich eisig werden vom Kopf bis zu den Füßen, als hätte man ihn in ein kaltes Bad getaucht.

# Die Maske

Im Elysée-Montmartre war Maskenball. Es war Mittfasten, und die Menge strömte, wie das Wasser in eine Schleuse läuft, in den erleuchteten Gang, der zum Tanzsaal führte. Die laute Musik des Orchesters, die wie ein Orkan daherstürmte, durchtoste Mauern und Dach, klang in das ganze Stadtviertel hinaus, in alle Straßen bis hinein in die benachbarten Häuser, um jene unwiderstehliche Lust, die als tierischer Instinkt im Menschenherzen lebt, zu wecken: die Lust zu tanzen, sein Blut in Wallung zu bringen, sich zu unterhalten.

Die Stammgäste des Lokals kamen auch von allen vier Ecken von Paris, Leute aus allen Kreisen, die lärmende, laute Vergnügungen lieben, wenn sie etwas unterirdischer Art, etwas zweifelhaft sind. Es waren Beamte, Zuhälter, Dirnen aller Sorten in gewöhnlicher Wolle wie im feinsten Battist, reiche Halbweltlerinnen, alte, mit Schmuck überladen, arme Mädchen von sechzehn Jahren, voller Drang sich zu amüsiern, den Männern zu gehören, Geld hinaus zu streuen. Unter dieser bewegten Menge

irrten elegante Herren im Frack umher, auf der Jagd nach frischem Fleisch, nach jungem, köstlichem Wild. Sie suchten, schnüffelten förmlich in der Luft, während die Masken hauptsächlich die Lust zu treiben schien, sich gut zu unterhalten. Schon sammelte sich um die Sprünge und Sätze besonders bekannter Cancantänzer eine dichte Menschenwand. Die in Wellenlinien sich hin- und herziehende Hecke von sich bewegenden Männern und Frauen, welche die vier Tänzer umgaben, ringelte sich um sie wie eine Schlange, ab und zu näher, ab und zu weiter zurückweichend je nach den Sprüngen der Tänzer. Die beiden Mädchen, deren Schenkel wie durch Gummischnüre an den Körper befestigt schienen, machten mit ihren Beinen unglaubliche Bewegungen. Sie warfen sie mit solcher Gewalt in die Luft, als sollten ihre Glieder bis zu den Wolken hinauffliegen. Dann spreizten sie sie mit einem Male auseinander, als wären sie bis zur Hälfte des Leibes gespalten, ließen ein Bein nach vorn, ein Bein nach hinten gleiten und berührten mit einem plötzlichen, halb widerlichen halb komischen Satz, mit ihrer Mitte den Boden. Ihre Tänzer sprangen, schlugen die Füße zusammen, bewegten sich, warfen die Arme, flogen in die Luft wie ein paar federlose Flügelstumpfe, und unter ihren Masken erriet man, wie sie außer Atem waren.

Einer von ihnen, der in einer der berühmtesten Cancan-Quadrillen tanzte, um eine abwesende Berühmtheit im Fach, den schönen Songe-au-gosse, zu vertreten und der sich Mühe gab dem unermüdlichen Arête-de-veau als Partner Stand zu halten, machte so verrückte Sätze und Bewegungen, daß jubelnd das Publikum Beifall spendete.

Er war mager, als Modefatzke angezogen, hatte eine hübsche, glatte Maske vor dem Gesicht, eine Maske mit blondem, gebranntem Schnurrbart und eine Lockenperrücke darüber.

Er sah aus wie eine Wachspuppe, eine eigentümlich phantastische Karrikatur des gewissen stereotypen schönen jungen Mannes, wie er auf den Modebildern abgemalt wird. Er tanzte mit großer Hingebung und Anstrengung, aber etwas ungeschickt, indem er sich krampfhaft mühte, komisch zu wirken. Wie er so versuchte die Sprünge der anderen nachzuahmen, war es, als seien seine Glieder verrostet. Er war wie gelähmt und hatte etwas Schwerfälliges gleich einem gemeinen Köter, der mit rassigen Windhunden spielt.

Ironische Beifallrufe machten ihm Mut, und er hopste wie verrückt mit solchen Sätzen umher, daß er plötzlich, als er einen wahnsinnigen Sprung machte, kopfüber in die Menschenmauer flog, die sich auseinanderthat, um ihn durchzulassen und

sich dann hinter dem leblos auf dem Gesicht liegenden Körper des regungslosen Tänzers schloß.

Ein paar Männer hoben ihn auf und brachten ihn fort. Man rief nach einem Arzt. Ein junger sehr eleganter Herr in schwarzem Frack mit großen Perlen in der Hemdbrust erschien und sagte bescheiden: — Ich bin Professor an der Universität. — Man ließ ihn durch, und er suchte in einem kleinen Raum, der voller Schachteln stand wie ein Geschäftslokal, den Tänzer auf, der noch immer die Besinnung nicht wiedererlangte. Man hatte ihn auf ein paar Stühle gelegt. Der Arzt wollte zuerst die Maske abnehmen, aber er sah, daß sie auf ganz komplizierte Art mit einer Menge feiner Metalldrähte angebunden war, die sie eng mit der Perücke verknüpften, daß der Kopf ganz fest eingeschlossen war und nur mit Gewalt befreit werden konnte. Auch der Hals steckte in einer übergezogenen Lederhaut, die vom Kinn ab am Hemd befestigt und fleischfarben bemalt war.

Mit einer starken Scheere mußte die Maske geöffnet werden.

Als der Arzt in diesem eigentümlichen Verschluß einen Schnitt gemacht von der Schulter bis zur Schläfe hinauf, öffnete er das Schildkrötenschild und erblickte dahinter das Gesicht eines alten Mannes, verwittert, bleich, runzlich. Die

Leute, die die junge blonde Maske hereingetragen hatten, waren so erstaunt, daß niemand lachte und niemand ein Wort sagte.

Man betrachtete ihn, wie er auf den Stühlen lag, besah sein trauriges Gesicht mit den geschlossenen Augen, von weißem Haar umrahmt, von denen die einen lang über die Stirn ins Gesicht fielen, die anderen kurz auf Wangen und Kinn. Und neben diesem armseligen Kopf lag die kleine, hübsche, glatte Maske, die frische Maske, die unausgesetzt lächelte.

Nachdem der Mann lange ohne Besinnung gewesen war, kam er zu sich. Aber er schien noch so schwach zu sein, so krank, daß der Arzt einen gefährlichen Rückfall fürchtete.

— Wo wohnen Sie? — fragte er.

Der alte Tänzer schien in seinem Gedächtnis zu suchen, dann sich zu erinnern, und er nannte eine Straße, die niemand kannte. Man mußte also genau nach der Stadtgegend forschen, und mit Mühe, langsam, unbestimmt, daß man daraus seine Geistesverstörtheit sah, gab er die Erklärung.

Der Arzt sagte:

— Ich werde Sie selbst hinbringen.

Er war neugierig geworden, wer dieser seltsame Possenreißer wohl sein könnte und wollte wissen, wo dieser eigentümliche Tänzer hauste.

Bald brachte sie beide eine Droschke auf die andere Stadtseite nach den Buttes Montmartre.

In einem ärmlichen, großen Haus, zu dem eine schmutzige Treppe hinaufführte, wohnte er. Es war eines jener unfertig gebliebenen Häuser voll unendlicher Fenster, das zwischen zwei leeren Baustellen steht, ein schmutziges Loch, in dem ein ganzer Haufen elender zerlumpter Menschenwesen wohnt. Der Doktor klammerte sich an das Geländer der Wendeltreppe, an dem die Hand förmlich kleben blieb und half dem alten, halb geistesabwesenden Mann, der allmählich wieder zu Kräften kam, bis hinauf zum vierten Stock.

Die Thür, an der sie geklopft, öffnete sich, und eine Frau erschien. Sie war auch alt, sauber, trug eine hübsche, weiße Nachtmütze auf ihrem knochigen Schädel mit scharfen Zügen, einem jener dicken, ehrlichen Köpfe der fleißigen, treuen Arbeiterfrauen. Sie rief:

— Um Gottes willen, was ist denn geschehen?

Nachdem man sie mit ein paar Worten unterrichtet, ward sie gefaßter und beruhigte sogar selbst den Arzt, indem sie erzählte, daß das schon oft vorgekommen sei.

— Wir müssen ihn zu Bett legen, Herr Doktor, zu Bett legen. Weiter giebts nichts. Da wird er schlafen, und morgen denkt er jarnich mehr dran.

Der Arzt antwortete:

— Aber er kann kaum sprechen.

— Ach, das ist weiter nischt, — etwas zu trinken braucht er, mehr nich. Er hat ja nichts gegessen, um recht schlank zu sein, und dann zwei Glas getrunken, um in Schwung zu kommen. Der jrüne Schnaps, der hilft ihm wieder uf die Beine, nur nimmt's ihm die Jedanken, und er kann nich mehr reden. In seinem Alter kann man nich mehr so tanzen, wie er 's thut. 's ist wirklich zum Verzweifeln, wenn er nur mal zur Vernunft kommen wollte.

Der Arzt war erstaunt und fragte:

— Ja, warum tanzt er denn aber so unsinnig, so ein alter Mann.

Sie zuckte die Achseln und ward in allmählich steigendem Zorne rot.

— Ja warum? Wissen Sie, er will ja bloß, daß man glauben soll, er ist jung bei seiner Maske, daß die Weiber ihn für einen Lumich halten und ihm was zuflüstern. Er will sich bloß an ihnen 'rumschmieren, an den dreckigen Weibern mit dem Gestank und dem Puder und der Schminke. 's ist 'n Jammer. Wissen Sie, Herr Doktor, ich führe ein Leben, sage ich Ihnen, das ist schon zwanzig Jahre so. Aber erst wollen wir ihn zu Bett bringen, damit er nicht krank wird. Wollen

Sie so gut sein mit helfen. Wenn er so nach Haus kommt, kann ich's nich alleene.

Der Alte saß auf seinem Bett, blickte trunken um sich, und die langen weißen Haare fielen ihm ins Gesicht.

Seine Ehefrau blickte ihn zärtlich an und wütend zugleich und fuhr fort:

— Sehen Sie mal, sieht er nich schön aus für sein Alter? Und dabei muß er sich als junger Fatzke anziehen, daß man denken soll, daß er jung ist. Ist das nicht ein Jammer! Er hat 'nen schönen Kopf, Herr Doktor. Ich werde ihn Ihnen mal zeigen, ehe wir ihn zu Bette legen.

Sie trat an den Tisch, auf dem die Waschschale und ein Wasserkrug stand, Seife, Kamm und Bürste lagen. Sie nahm die Bürste, trat dann ans Bett, nahm das wirre Haar des Trunkenboldes, und nach ein paar Augenblicken hatte sie ein wahres Malermodell daraus gemacht mit langen, weißen Locken, die bis auf den Hals herniederfielen. Dann trat sie zurück, um ihn zu betrachten.

— Ist er nicht schön für sein Alter?

— Sehr schön! — sagte der Doktor, dem die Geschichte anfing, Spaß zu machen.

Sie fügte hinzu:

— Sie hätten ihn mal sehen müssen, wie er so

fünfundzwanzig Jahr alt war. Aber wir müssen ihn in die Klappe legen, sonst schlägt der Schnaps bei ihm durch. Da, Herr Doktor, wollen Sie mal an dem Ärmel ziehen. So, so ist's gut. Nun die Unterhosen. Warten Sie mal, ich werde ihm erst mal die Stiefeln ausziehen, — so ist's gut. Nun halten Sie'n mal aufrecht, daß ich das Bett abdecke. So, — nun legen wir ihn hinein. Aber glauben Sie nur nicht, daß er mir Platz macht im Bette; ich kann sehen wo ich unterkomme, weiß der Teufel, wo? Da kümmert er sich nicht drum, der alte Lumich.

Sobald der Kerl sich im Bett fühlte, schloß er die Augen, öffnete sie wieder, schloß sie abermals, und in seinen befriedigten Zügen konnte man den bestimmten Wunsch lesen, zu schlafen.

Der Doktor betrachtete ihn mit immer steigendem Interesse und fragte:

— Da spielt er sich also auf Maskenbällen als junger Kerl auf?

— Immer, Herr Doktor. Und morgens kommt er in einem Zustand wieder, — Sie haben keine Ahnung. Sehen Sie, aus Bedauern geht er dahin und macht sich so ein Puppengesicht über seins. Ja, der Kummer darüber, daß er nicht mehr das ist, was er früher war und daß er keinen Ankratz mehr hat.

Er schlief schon und begann zu schnarchen. Sie betrachtete ihn mitleidig und fuhr fort:

— O ich sage Ihnen, der hat Ankratz gehabt, das glauben Sie garnich, Herr Doktor. Mehr als die schönsten Herren aus der großen Gesellschaft, mehr als alle Tenöre und Generäle.

— Wirklich? Wie kommt denn das?

— Ja, Sie werden sich zuerst wundern, weil Sie ihn doch nich jekannt haben in seiner großen Zeit. Als ich ihn zuerst sah, das war auch auf einem Maskenball, denn da ging er immer hin, war ich weg, sage ich Ihnen, wie ein Fisch an der Angel. Der Kerl war hübsch, Herr Doktor, daß man jleich hätte heulen können, wenn man ihn nur ansah, braun wie 'n Rabe, mit Lockenhaar und schwarzen Augen, wie so 'n paar Fenster so jroß. Ja, das war ein schöner Kerl. An dem Abend hat er mich mitgenommen, und seitdem habe ich ihn trotz allem und allem nicht wieder verlassen, nicht einen Tag. Aber Kummer hat er mir gemacht, o je, o je!

Der Doktor fragte:

— Sind Sie verheiratet?

Sie antwortete einfach:

— Jawohl, Herr Doktor. Sonst hätt' er mich laufen lassen wie die anderen auch. Ich bin seine Frau gewesen, sein Dienstmädchen, was er nur

von mir wollte. Und Thränen hat er mich gekostet, — aber ich hab's ihn nicht merken lassen. Denn er erzählte mir seine Abenteuer, mir, Herr Doktor, und begriff jarnich, wie weh mir 's that, das mit anhören zu müssen.

— Was hat er denn für einen Beruf?

— Ach das is wahr, das habe ich ja vergessen. Er war erster Gehilfe bei Martel, aber einer wie's nie wieder einen gegeben hat, ein Künstler, der mindestens zehn Franken die Stunde verdiente.

— Martel? Wer ist das, Martel?

— Der Friseur, Herr Doktor, der jroße Friseur von der Oper, der alle Schauspielerinnen bediente. Ja, die jrößten Schauspielerinnen ließen sich durch Ambrosius frisieren und gaben ihm Trinkgelder, daß er sich ein Vermögen jemacht hat. Ach, Herr Doktor, die Weiber sind alle gleich, alle. Wenn einer ihnen gefällt, dann bieten sie sich ihm an. Die Geschichte ist so leicht. Aber es ist schwer, sich daran zu gewöhnen, denn wissen Sie, er sagte mir doch alles, er konnte nich 's Maul halten, das konnte er nich. Solche Geschichten machen den Männern zu großen Spaß. Sie reden noch lieber darüber, als daß sie 's machen.

Wenn ich ihn abends heimkehren sah, etwas bleich, zufrieden, mit glänzenden Augen, dann sagte ich mir: wieder eene! Du hast doch sicher wieder

eene erwischt. Dann hatte ich Lust, ihn zu fragen, Lust, daß mir 's kochte im Herzen und doch auch wieder Lust, nichts davon zu wissen, ihm den Mund zuzuhalten, wenn er angefangen hätte. Und dann blickten wir uns an.

Ich wußte wohl, daß er nich 's Maul halten würde und bald losziehen müßte, ich fühlte es an seiner ganzen Art wie er lachte, um mir zu sagen:

— Magdalene, heute habe ich aber 'ne Feine gefangen. Ich that, als sähe ich nichts, als merkte ich nichts. Und ich deckte den Tisch zum Essen, brachte die Suppe, setzte mich ihm gegenüber.

In dem Moment, Herr Doktor, war mir wirklich, als hätte man mir alles aus dem Leibe gerissen, was ich für ihn fühlte. Das that weh, so was zu hören! Aber das kapierte er nicht, das wußte er nicht. Er hatte das Bedürfnis, es jemand zu erzählen, sich zu rühmen, zu zeigen, wie gern man ihn habe, verstehen Sie, und er hatte doch bloß mich, der ers erzählen konnte. Na, da mußte ich zuhören und'3 'runterschlucken wie Jift.

Er fing an, seine Suppe zu essen, dann sagte er:

— Magdalene, wieder eene!

Ich dachte, na nun ist's so weit. Mein Gott, ist das ein Kerl! Daß ich auch gerade auf den verfallen mußte.

Dann fuhr er fort: — Noch eine und eine ganz

kleine. Es war eine Kleine vom Vaudeville oder von den Variétés. Und dann auch die ganz berühmten großen Damen vom Theater. Er nannte mir ihre Namen, alles, alles, Herr Doktor, Einzelheiten, daß mir's Herz blutete. Und er kam immer wieder darauf zurück, fing immer wieder seine Geschichte an, vom Anfang bis zu Ende, war so glückselig, daß ich that, als ob ich lachen müßte, damit er nicht böse sein sollte.

Vielleicht war es garnich wahr, das alles. Er renommierte so gern. Er konnte sehr wohl was erfinden, aber vielleicht war es doch wahr. An solchen Abenden that er, als ob er riesig müde wäre und wollte nach dem Essen zu Bett jehen. Wir aßen erst um elf, Herr Doktor, denn früher kam er nie nach Haus wegen des Frisierens abends.

Wenn er seine Abenteuer zum besten jegeben hatte, rauchte er Cigaretten, indem er im Zimmer auf und ab ging. Und er war ein so schöner Kerl mit dem Schnurrbart und den Locken, daß ich immer dachte: 's doch alles wahr, was er erzählt. Da ich doch ganz verrückt bin auf den Mann, warum sollten's denn die andern nicht ebenso sein. Ach, da hatte ich Lust zu weinen, zu schreien, fortzulaufen, mich aus dem Fenster zu stürzen, wenn ich den Tisch abräumte, während er

immer noch rauchte. Er gähnte, riß weit den Mund auf, um mir zu zeigen, wie müde er sei. Und dann sagte er zwei oder drei Mal, ehe er sich zu Bett legte: die Nacht werde ich aber gut schlafen.

Ich bin ihm garnicht böse, denn er wußte nicht, wie weh er mir that. Nein, das konnte er nicht wissen. Er renommierte mit den Weibern, wie ein Pfau, der ein Rad schlägt. Und schließlich glaubte er, alle guckten nach ihm und wollten ihn haben. Die Sache wurde aber bös, als er alt wurde.

O Herr Doktor, wie ich sein erstes, weißes Haar entdeckte, das traf mich, daß ich gar keinen Atem mehr kriegte. Und dann habe ich mich gefreut, eine niederträchtige Freude, aber so 'ne Freude, so 'ne Freude. Na, ich sagte mir, nun ist's aus. Mir war's, als ob man mich aus dem Gefängnis entlassen hätte. Nun hatte ich ihn für mich allein, wenn die anderen nischt mehr von ihm wissen wollten.

Das geschah eines Morgens im Bett, er schlief noch. Ich beugte mich über ihn, um ihn zu wecken, und küßte ihn. Und da sah ich in seinen Locken an der Schläfe einen kleinen Faden, der wie Silber jlänzte. So 'ne Überraschung! Das hätte ich nicht für möglich jehalten. Zuerst wollte ich

es ausrupfen, daß er es nicht sehen sollte. Aber als ich noch genauer hinguckte, fand ich ein bißchen weiter oben noch eins. Weiße Haare, er kriegte weiße Haare. Mir schlug das Herz, mir wurde janz schwach und doch war ich wirklich janz zufrieden.

Es ist häßlich, so zu denken, aber an dem Morgen habe ich meine Wirtschaft wirklich janz zufrieden besorgt, ohne ihn zu wecken. Und als er die Augen geöffnet hatte, sagte ich ihm:

— Weißt Du, was ich gefunden habe, während Du schliefst?

— Nein.

— Ich habe entdeckt, daß Du weißes Haar hast.

Er fuhr so zusammen, daß er sich im Bett aufrecht setzte, als ob ich ihn jekitzelt hätte, und sagte in janz bösem Ton:

— Das ist nicht wahr.

— Ja, an der linken Schläfe sind vier Stück.

Er sprang aus dem Bett, um an den Spiegel zu laufen.

Er entdeckte sie nicht. Da zeigte ich ihm das eine ganz unten, das gelockte, und sagte:

— Das ist keen Wunder bei so 'nem Leben. Heute in zwei Jahren ist's mit Dir aus.

Na, Herr Doktor, ich hatte die Wahrheit je-

sprochen, zwei Jahre später hätten Sie ihn nicht wieder erkannt. Wie sich so ein Mann schnell verändert. Er war noch ein ganz schöner Kerl, aber die Frische jing runter und die Weiber waren nich mehr so hinterher. O, in der Zeit ist mir's dreckig jegangen, da hab ich was durchjemacht. Nichts war ihm recht, nichts, nichts. Er hat seinen Beruf aufjegeben, um Hutmacher zu werden. Dabei hat er sein ganzes Geld verputzt. Und dann wollte er Schauspieler werden, aber das jlückte nicht, und da fing er an auf die öffentlichen Bälle zu loosen. Endlich kam er soweit zur Vernunft, daß er wenigstens etwas behalten hat, und davon leben wir. Das langt zu, aber dicke ist's nich. Und wenn man denkt, daß er mal beinah 'n Vermögen hatte.

Jetzt sehen Sie, wie er's treibt. Das ist wie 'ne Verrücktheit in ihm. Der Kerl muß jung sein, muß mit Weibern tanzen, die nach Parfüm stinken und Pomade. Armer, lieber, alter Kerl!

Ganz bewegt, den Thränen nahe, betrachtete sie ihren alten, schnarchenden Mann. Dann näherte sie sich ihm leichten Schrittes und küßte ihn leise aufs Haar.

Der Arzt war aufgestanden, um zu gehen. Er wußte nicht, was er, angesichts dieses seltsamen Paares, sagen sollte.

Da fragte sie als er ging:

— Bitte geben Sie mir immerhin Ihre Adresse, wenn er etwa wirklich krank wäre, daß ich Sie holen kann.

---

Das Bild

— Das da ist Milial, — sagte jemand neben mir.

Ich betrachtete den Mann, den man mir bezeichnet hatte, denn schon längst hatte ich Lust, diesen Don Juan kennen zu lernen.

Er war nicht mehr jung. Sein graues, ein wenig wirres Haar ähnelte jenen Pelzmützen, die nördliche Völker tragen, und sein feiner, langer Bart fiel ihm auf die Brust und sah auch beinah wie Pelz aus. Er sprach mit einer Frau, neigte sich zu ihr, redete leise und blickte sie mit süßem, Zärtlichkeit und Liebe verheißendem Blick an.

Ich kannte seine Lebensgeschichte, wenigstens soviel davon bekannt war. Er war ein paar Mal bis zum Wahnsinn geliebt worden, und Dramen hatten stattgefunden, in denen sein Name genannt ward. Man redete von ihm, wie von einem sehr verführerischen, fast unwiderstehlichen Mann. Wenn ich die Damen fragte, die am meisten von ihm schwärmten, um zu erfahren, woher seine Macht käme, antworteten sie immer,

nachdem sie es sich ein paar Augenblicke überlegt:

— Ich weiß nicht recht, es ist ein gewisser Reiz.

Schön war er sicher nicht, nicht elegant, wie wir uns den Eroberer der Frauenherzen auszumalen pflegen. Ich fragte mich, weil es mich interessierte, worin nun eigentlich das Verführerische bei ihm läge. In seinem Geist? Nie hatte ich von etwas Geistreichem gehört, das er gesagt hätte, noch hatte jemand behauptet, daß er gescheit wäre. In seinem Blick vielleicht oder in seiner Stimme? Die Stimme mancher Menschen hat einen sinnlichen, unwiderstehlichen Liebreiz, die köstliche Süße eines ausgezeichneten Kuchens. Man hungert danach, sie zu hören, und der Ton ihrer Worte schmeckt uns wie ein Leckerbissen.

Ein Freund ging vorüber. Ich fragte ihn:

— Kennst Du Herrn Milial?

— Jawohl.

— Bitte, mach mich doch mal mit ihm bekannt.

Eine Minute später drückten wir uns die Hand und unterhielten uns. Was er so sagte, war ganz nett zu hören, aber nichts Besonderes. Seine Stimme war allerdings schön, weich, zärtlich, musikalisch. Aber ich hatte doch noch packendere, fesselndere gehört. Man lauschte ihm mit Vergnügen, wie man etwa

ein nettes Wässerchen dahinfließen hört. Um ihm zu folgen bedurfte es keiner geistigen Anstrengung, kein Doppelsinn erregte die Neugierde, man wartete auf nichts, das da kommen sollte, das einen in Spannung hätte versetzen können. Seine Unterhaltung war mehr beruhigend und erregte in uns nicht die geringste Lust zu antworten, oder ihm zu widersprechen, noch auch, ihm begeistert zuzustimmen.

Es war übrigens ebenso leicht, ihm zu antworten, wie ihm zuzuhören. Die Antwort erfolgte eigentlich von selbst, sobald er mit sprechen fertig war, und die Worte kamen einem, wie wenn das, was er gesagt, sie einem aus dem Munde lockte.

Eine Beobachtung machte ich bald. Ich kannte ihn jetzt seit einer Viertelstunde, und mir war es, als wäre er ein alter Freund, als kennte ich alles an ihm seit langer Zeit schon, sein Gesicht, seine Bewegungen, seine Stimme, seine Gedanken.

Nachdem wir ein paar Minuten geschwatzt hatten, war es mir, als wäre ich plötzlich mit ihm ganz intim. Zwischen uns waren alle Thore geöffnet, und ich hätte ihm vielleicht über mich selbst, wenn er es gewünscht hätte, allerlei Beichten abgelegt, Dinge gesagt, die man nur den ältesten Freunden mitteilt.

Darin lag gewiß etwas Geheimnisvolles. Diese

Schranken, die zwischen allen Wesen bestehen und die mit der Zeit, eine nach der anderen, fallen, wenn Sympathie, gleicher Geschmack, dieselbe Weltanschauung und immerwährende Beziehungen nach und nach daran gerüttelt haben, schienen zwischen mir und ihm nicht zu existieren, und ohne Zweifel ebensowenig zwischen ihm und allen Männern wie Frauen, die ihm der Zufall in die Arme trieb.

Nach einer halben Stunde trennten wir uns mit dem Versprechen, uns oft wiederzusehen. Er gab mir seine Adresse, nachdem er mich auf den übernächsten Tag zum Frühstück eingeladen.

Ich hatte die Stunde vergessen und kam zu früh. Er war noch nicht heimgekehrt. Ein stummer, sehr korrekter Diener öffnete mir einen schönen ein wenig dunkeln, ruhigen, intimen Salon. Ich fühlte mich wohl darin wie in meinem Heim. Ich habe so oft den Einfluß bemerkt, den Wohnungen auf den Charakter und Geist ausüben. Es giebt Zimmer, in denen man sich immer albern vorkommt, andere, in denen man sich immer angeregt fühlt. Die einen machen einen, obgleich sie hell, weiß, goldig sind, immer traurig, die anderen erheitern, obwohl die Tapeten und Stoffe ganz ruhig sind. Unser Auge, wie unser Herz hat seine Abneigungen und seine Zuneigungen, die es uns oft nicht augenfällig mitteilt, sondern nur heimlich,

plötzlich, indem es unsere Laune beeinflußt. Die Harmonie der Möbel und Wände, der Stil einer Wohnung reagiert sofort auf uns, wie die Waldluft, die Meeresluft oder die Bergluft unser Befinden ändert.

Ich setzte mich auf einen ganz unter Kissen begrabenen Divan und fühlte mich plötzlich durch diese kleinen, Seiden-überzogenen Federsäcke getragen und gefesselt, als ob dies Möbel genau für Form und Gestalt meines Körpers gemacht worden wäre.

Dann blickte ich mich um. Es war nichts Auffallendes im Zimmer. Überall standen schöne, bescheidene Gegenstände, einfache aber seltene Möbel, Vorhänge aus dem Orient, die nicht nach dem großen Kaufladen riechen, sondern nach dem Innern eines Harems, und gerade mir gegenüber hing ein Frauenbild. Es war ein Brustbild mittlerer Größe, Kopf und Oberkörper sowie die Hand, die ein Buch hielt. Sie war jung, trug nichts auf dem Kopf und lächelte etwas traurig. War es, weil sie nichts im Haar hatte, oder weil ihre Stellung so natürlich war, aber mir kam es vor, als hätte ich noch nie ein Bild gesehen, das so an einem Ort hing, wohin es paßte, als dieses. Fast alle Bilder, die ich kenne, wirken posierend. Entweder haben die Damen zum Gemaltwerden andere

Kleider angezogen oder sich anders frisiert, oder sie machen den Eindruck, als wüßten sie genau, daß sie gemalt werden und daß sie dann vor allen da stehen werden, die sie ansehen, oder sie geben sich absichtlich lässig in einem studierten Negligé.

Die einen stehen majestätisch da in voller Schönheit, mit einem Ausdruck von Größe, den sie sicher im gewöhnlichen Leben nicht oft gehabt haben. Andere zieren sich auf der starren Leinwand, und alle haben irgend eine Blume, ein Schmuckstück, eine Falte am Kleide oder einen Zug um den Mund, der vom Maler offensichtlich auf den Effekt berechnet ist. Ob sie nun einen Hut aufhaben, eine Spitze über dem Haar oder im bloßen Kopf sind, man errät immer irgend etwas, das nicht ganz natürlich ist. Was? weiß man nicht, da man sie nicht gekannt hat, aber man fühlt es. Es ist, als wären sie nur zu Besuch bei Leuten, denen sie gefallen möchten und vor denen sie sich möglichst vorteilhaft zeigen wollen. Ihre Stellung, sei sie von oben herab, sei sie ganz bescheiden, ist einstudiert.

Was soll ich von dieser sagen? Sie war ganz intim, zu Haus, allein. Ja, sie war allein, denn sie lächelte, wie man lächelt, wenn man still an etwas Trauriges und Süßes denkt, nicht wie man lächelt, wenn einen jemand sieht. Sie war

so allein und daheim, daß sie dieses ganze große Zimmer absolut tot machte. Sie bewohnte, erfüllte, belebte es ganz allein. Es konnten viele Menschen hier eintreten, alle Leute konnten sprechen, lachen, sogar singen, und sie wäre doch mit ihrem einsamen Lächeln allein geblieben und hätte den Raum allein belebt mit ihrem Blick aus dem Bilde heraus.

Und dieser Blick war ganz einzig. Er richtete sich ganz gerade auf mich, zärtlich und starr, ohne mich zu sehen. Alle Bilder wissen, daß man sie ansieht und antworten mit den Augen, die sehen, die denken, die uns folgen, ohne uns zu verlassen vom Augenblick ab, wo wir eintreten, bis daß wir die Wohnung, die sie bewohnen, wieder verlassen.

Dieses Bild sah mich nicht, sah nichts, obgleich sein Blick gerade auf mich gerichtet war. Und ich dachte an Beaudelaires wundervolle Verse:

„An Deinen Augen häng' ich wie festgebannt,
Als wärst Du ein Bildnis von Meisterhand."

Und wirklich zogen sie mich unwiderstehlich an, trafen mich ganz seltsam, gewaltig, diese gemalten Augen, die einst gelebt hatten oder vielleicht noch lebten. O welch unendlicher Reiz wie ein sanfter Windhauch, der lind geht, verführerisch wie der in Lila, Blau und Rosa sterbende Abendhimmel, ein wenig melancholisch wie die niedersinkende

Nacht strömte aus diesem dunklen Rahmen und diesen undurchdringlichen Augen. Diese Augen, Augen nur durch ein paar Pinselstriche hingesetzt, bargen in sich das Mysterium dessen, was zu sein scheint und nicht ist, was in einem Frauenauge zu liegen scheint und in uns die Liebe entzündet.

Die Thür ging auf, Herr Milial trat ein. Er entschuldigte sich, zu spät gekommen zu sein. Ich entschuldigte mich, daß ich zu früh gekommen wäre. Und dann fragte ich ihn:

— Ist es indiskret zu fragen, wer diese Dame ist?

Er antwortete:

— Es ist meine Mutter. Sie ist ganz jung gestorben.

Und nun begriff ich, woher der unerklärliche Zauber dieses Mannes kam.

---

# Der Krüppel

Die Geschichte ist mir gegen das Jahr 1882 passiert.

Ich hatte mich eben in die Ecke eines leeren Wagenabteils gesetzt, hatte die Thür geschlossen, in der Hoffnung, allein zu bleiben. Da öffnete sie sich plötzlich, und ich hörte eine Stimme sagen:

— Nehmen Sie sich in Acht, gnädiger Herr. Der Tritt ist sehr hoch.

Eine andere Stimme antwortete:

— Keine Angst, ich halte mich schon fest.

Dann erschien ein Kopf, mit einem runden Hut darauf, und zwei Hände hielten sich an die beiden Leder- und Tuchschlingen, die rechts und links der Eisenbahnwagenthür hingen, und zogen langsam einen dicken Leib herauf, dessen Füße auf dem Tritt ein Geräusch verursachten, wie ein Stock, der auf den Boden trifft.

Als dann der Mann seinen Leib hineingeschoben hatte, sah ich in dem lose flatternden Stoff der Hose den schwarzen Fuß eines Holzbeines, dem bald ein zweites folgte.

Hinter dem Einsteigenden erschien ein Kopf und fragte:

— Brauchen Sie noch etwas, gnädiger Herr?

— Nein, mein Junge.

— So, hier sind Ihre Packete und die Krücken.

Und ein Diener, der wie ein Soldat aussah, stieg seinerseits hinauf, im Arm eine Menge Sachen, in schwarzes und gelbes Papier eingewickelt, sorgsam zugebunden, und legte sie, eines nach dem anderen in das Netz über dem Kopf seines Herrn. Dann sagte er:

— So, das ist alles. Es sind fünf: die Bonbons, die Puppe, die Trommel, das Gewehr und die Gänseleberpastete.

— Gut, mein Junge.

— Glückliche Reise, gnädiger Herr!

— Danke. Bleib' gesund.

Der Mann ging davon, schloß die Thür, und ich betrachtete meinen Reisegefährten.

Er mochte fünfunddreißig Jahre zählen, obgleich sein Haar fast weiß geworden war. Er trug ein Ordensband, einen kräftigen Schnurrbart, war sehr dick, fettleibig, wie thatkräftige Leute, die durch ein körperliches Leiden zur Bewegungslosigkeit verdammt sind.

Er wischte sich die Stirn, prustete und blickte mich an, indem er fragte:

— Stört es Sie, wenn ich rauche?

— Nein. Bitte sehr.

Ich kannte doch dieses Auge, diese Stimme, dieses Gesicht. Aber woher? Wann? Ich hatte den Menschen sicherlich irgendwo einmal getroffen, hatte mit ihm gesprochen, hatte ihm die Hand gedrückt. Das mußte lange her sein, sehr lange her und hatte sich in jenem Nebel verloren, in dem der Geist nach Erinnerungen zu tasten scheint und sie sucht wie fliehende Gespenster, ohne sie erreichen zu können. Jetzt blickte auch er mich beharrlich und starr an, wie jemand, der eine Ahnung hat und doch seiner Sache nicht sicher ist.

Endlich wendeten sich unsere Augen, verlegen durch das fortwährende Anstarren, von einander ab. Aber nach ein paar Sekunden trafen sie sich von neuem durch den dunklen, beharrlichen Willen des arbeitenden Gedächtnisses. Und ich begann:

— Sagen Sie mal, wäre es nicht besser, statt daß wir uns anstarren, uns zusammen zu überlegen, woher wir uns eigentlich kennen?

Mein Nachbar antwortete guter Laune:

— Sie haben ganz recht.

Ich nannte meinen Namen:

— Ich heiße Heinrich Bonclair und bin Beamter.

Er zögerte ein paar Sekunden, dann sagte er

mit jener Unbestimmtheit im Blick und Ton wie bei scharfem Nachdenken:

— O, wir haben uns früher bei den Poincel getroffen, vor dem Krieg. Das ist schon zwölf Jahre her.

— Jawohl. Ach so, Sie sind Leutnant Revalière.

— Ja. Ich war sogar Hauptmann Revalière, bis ich beide Beine verloren habe, beide auf einmal durch einen Schuß.

Wir blickten uns wieder an, nun, wo wir uns kannten.

Ich erinnerte mich genau des schlanken, hübschen Menschen, der mit graziöser Lebhaftigkeit vortanzte nnd dem man, glaube ich, den Spitzmann „der Wirbelwind" gegeben hatte. Aber hinter jenem Bild, das mir ganz klar wurde, blieb noch irgend etwas in der Erinnerung, worauf ich nicht gleich kam, eine Geschichte, die ich gewußt und vergessen hatte, eine jener Geschichten, an die man nur kurze Zeit denkt und die in unserm Gedächtnis nur einen leichten Eindruck hinterlassen. Es war irgend etwas von Liebe dabei. Das ahnte ich noch, mehr konnte ich nicht finden, eine Spur, wie der Geruch, den das Wild für die Nase des Hundes auf seiner Fährte hinter sich läßt. Aber allmählich wich die Dunkelheit, und ein Mädchengesicht stieg vor meinen Augen auf. Dann

plötzlich wie eine Bombe, die platzt, wußte ich den Namen:

Fräulein de Mandal. Und jetzt fiel mir alles ein. Es war allerdings eine, wenn auch banale, Liebesgeschichte. Dieses junge Mädchen liebte den jungen Mann, als ich sie damals kannte, und man redete davon, daß sie sich heiraten würden. Er schien sehr verliebt und glücklich zu sein.

Ich blickte zum Netz auf, in dem die Packete, die der Diener meines Nachbars gebracht hatte, lagen und bei den Schwankungen des Zuges zitterten. Und die Stimme des Dieners klang mir wieder in den Ohren, als ob er eben erst gesprochen hätte.

Er hatte gesagt:

— Da, gnädiger Herr, das ist alles. Es sind fünf Stück: die Bonbons, die Puppe, die Trommel, das Gewehr und die Gänseleberpastete.

Da erstand in einer Sekunde in meinem Kopf ein Roman und entwickelte sich. Er ähnelte übrigens allen, die ich einst gelesen hatte, in denen bald der junge Mann, bald das junge Mädchen den Bräutigam oder die Braut nach einer Katastrophe, sei sie körperlich, sei sie finanziell, heiratet. Der Offizier, der während des Krieges verstümmelt worden war, hatte nach dem Feldzug das junge Mädchen wiedergetroffen, das ihm ihr Jawort

gegeben. Und sie war dabei geblieben und seine Frau geworden.

Ich fand das schön, einfach, wie man jede Hingebung und jeden guten Schluß in Büchern und auf dem Theater findet. Es scheint einem immer, wenn man von diesen Zügen von Großherzigkeit liest oder hört, als hätte man sich selbst mit Enthusiasmus, mit Hingebung geopfert. Aber am anderen Tag ist man verflucht schlechter Laune, wenn ein armer Freund einen anpumpen will.

Dann kam mir plötzlich ein weniger poetischer und realistischerer Gedanke: Vielleicht hatte er sich vor dem Kriege verheiratet, vor dem furchtbaren Unglück, das ihn getroffen, als ihm die Kugel die Beine wegriß. Sie mußte verzweifelt gewesen sein, hatte in Ergebung ihren Mann empfangen, gepflegt, getröstet, aufgerichtet, der schön und kräftig in den Krieg gezogen und nun mit abgesäbelten Gliedern zur Unbeweglichkeit verurteilt, zum ohnmächtigen Zorn und zum entsetzlichen Dickwerden, wiedergekommen war.

War er glücklich oder unglücklich? Nun packte mich zuerst die leise Lust, die aber immer mehr wuchs und bald unwiderstehlich wurde, zu wissen, wie es ihm gegangen, wenigstens die Hauptsache, so daß ich erraten könnte, was er mir nicht sagen konnte oder wollte.

Während ich daran dachte, unterhielt ich mich mit ihm. Wir hatten ein paar banale Redensarten gewechselt, und ich dachte, indem ich in das Netz hinaufblickte: er hat also drei Kinder. Die Bonbons sind für die Frau, die Puppe für das kleine Mädchen, Trommel und Gewehr für seine Söhne und die Gänseleberpastete ist für ihn selbst.

Darum fragte ich ihn:

— Haben Sie Kinder?

Er antwortete:

— Nein, doch nicht.

Ich fühlte mich plötzlich verlegen, als ob ich eine große Taktlosigkeit begangen hätte und fuhr fort:

— Entschuldigen Sie, ich hatte es nämlich vermutet, als der Diener das Spielzeug brachte. Ohne es zu wollen, hört man zu und denkt sich etwas.

Er lächelte und sagte:

— Nein. Ich bin sogar nicht einmal verheiratet. Ich bin in den Anfangsgründen stecken geblieben.

Ich that, als erinnerte ich mich plötzlich:

— Ach, es ist ja wahr, Sie waren verlobt, als ich Sie kannte. Ich glaube mit Fräulein de Mandal.

— Jawohl. Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis.

Da wurde ich kühn und fügte hinzu:

— Ja, ich glaube auch gehört zu haben, daß Fräulein de Mandal geheiratet hat, einen Herrn — Herrn . . .

— Herrn de Fleurel.

— Jawohl, jetzt erinnere ich mich. Bei der Gelegenheit wurde sogar von Ihrer Verwundung gesprochen.

Ich sah ihn gerade an, er errötete.

Sein volles aufgeschwemmtes Gesicht, das durch die fortwährende Blutzufuhr schon purpurn geworden war, färbte sich noch mehr.

Er antwortete lebhaft, mit der plötzlichen Erregung eines Menschen, der eine schon von vornherein verlorene Sache verteidigt, in seinem Herzen und in seinem Geist verloren, aber der sie doch rechtfertigen will:

— Es ist aber sehr unrecht, mit meinem Namen den der Frau de Fleurel zu verbinden. Als ich aus dem Krieg zurückkehrte ohne Beine, hätte ich es niemals, niemals angenommen, daß sie meine Frau würde. War denn das möglich? Man heiratet doch nicht, um mit seiner Großmut zu prunken, sondern um täglich, stündlich, alle Minuten, alle Sekunden an der Seite eines

Mannes zu leben. Und wenn der Mann, wie ich, ein Krüppel ist, so erleidet man, wenn man ihn heiratet, einen Schmerz, der bis zum Tode anhält. Alle Hingebung, alle Opfer kann ich wohl begreifen und bewundern bis zu gewissen Grenzen. Aber ich kann mich nicht erwärmen dafür, daß eine Frau ihr ganzes Leben, von dem sie doch Glück erhoffte, aufgiebt, alle Freuden, alle ihre Träume, um für ihren Edelmut gelobt zu werden. Wenn ich auf dem Fußboden meines Zimmers meine Holzfüße klappern höre, und meine Krücken diesen Lärm wie eine Mühle bei jedem Schritt verursachen, bin ich so verzweifelt, daß ich meinen Diener erwürgen könnte. Glauben Sie, daß man von einer Frau wünschen könnte, daß sie das leidet, was man selbst nicht ertragen kann. Und dann glauben Sie, daß meine Beinstumpfe sehr schön sind?

Er schwieg. Was sollte ich antworten? Ich fand, er hatte recht. Konnte ich sie tadeln, verachten, ihr unrecht geben? Nein. Und doch entsprach diese Lösung nach Regel, Vernunft und Wahrscheinlichkeit nicht meiner poetischen Phantasie. Ich hätte ein großartiges Opfer gewünscht, das fehlte mir, und ich war etwas enttäuscht.

Da fragte ich plötzlich:

— Hat Frau de Fleurel Kinder?

— Jawohl. Ein Mädchen und zwei Jungen. Ihnen bringe ich das Spielzeug mit. Ihr Mann und sie sind sehr gut gegen mich.

Der Zug eilte den Eisenbahndamm von Saint-Germain hinauf, glitt durch die Tunnel, fuhr in den Bahnhof ein und hielt.

Ich wollte dem verstümmelten Offizier eben meinen Arm zum Aussteigen anbieten, als sich durch die offene Thür ihm zwei Hände entgegenstreckten:

— Guten Tag, mein lieber Revalière.

— Guten Tag, Fleurel!

Hinter dem Mann stand strahlend, lächelnd, noch hübsch die Frau und warf ihm mit der behandschuhten Rechten Grüße zu. Ein kleines Mädchen an ihrer Seite hüpfte vor Freude, und zwei Jungen blickten mit gierigen Augen auf die Trommel und das Gewehr, die ihr Vater aus dem Wagennetz nahm.

Als der Krüppel auf dem Bahnsteig stand, umarmten ihn alle Kinder. Dann setzten sie sich in Bewegung. Das kleine Mädchen hielt freundschaftlich in ihrer kleinen Hand den lackierten Seitenstab der einen Krücke, als ob sie, indem sie an seiner Seite hinschritt, ihren großen Freund am Daumen gepackt hätte.

---

# Die fünfundzwanzig Franken der Oberin

Ein komischer Kerl war er gewiß, der alte Pavilly, mit seinen langen Spinnenbeinen und dem kleinen Leib, den langen Armen und dem spitzen Kopf, auf dem eine Flamme roter Haare oben auf dem Scheitel brannte.

Er war eine Art Clown, ein bäuerlicher Spaßmacher, geradezu geboren, um allerlei Ulk zu machen, um die Leute zum Lachen zu bringen, um Komödie zu spielen, ganz einfach, denn er war ein Bauernsohn und selbst ein Bauer, der kaum lesen konnte. Ja, der liebe Gott hatte ihn geschaffen, um seine Mitmenschen zu amüsieren, die armen Kerls auf dem Lande, die kein Theater und keine Festlichkeiten haben. Und er amüsierte sie wirklich. Im Wirtshaus hielt man ihn frei, damit er ja dableiben sollte. Und er soff wie ein Loch, lachte, riß Witze, ulkte alle Leute an, ohne doch jemand zu verletzen, während sich alles um ihn herum nur so vor Lachen wälzte.

Er war so komisch, das sogar die Mädchen

ihm nicht widerstanden, so sehr sie über ihn lachten, und obgleich er sehr häßlich war. Er verschleppte sie, ulkend und witzelnd hinter eine Mauer, in einen Graben oder in einen Stall, dann krabbelte er sie und knutschte sie ab mit so komischen Redensarten, daß sie sich die Seiten halten mußten, indem sie ihn von sich stießen. Dann that er so, als wollte er sich sofort aufhängen und dann lachten sie wieder, Thränen in den Augen. Da nahm er den Moment wahr und warf sie hin auf so geschickte Weise, daß sie alle daran glauben mußten, sogar die, die ihm Trotz geboten. Das war ein Spaß!

Genug, gegen Ende Juni verdingte er sich zur Ernte beim Bauer Le Harivau in der Nähe von Rouville. Drei Wochen lang unterhielt er die Erntearbeiter, Männer und Frauen, durch seine Scherze Tag und Nacht. Tags über stand er auf dem Feld mitten zwischen dem gemähten Getreide, einen alten Strohhut auf dem Kopf, der seinen rötlichen Schopf verbarg und raffte mit den langen mageren Armen das gelbe Getreide zusammen und band es in Garben. Dann blieb er stehen und machte irgend eine komische Bewegung, so daß auf dem ganzen Felde die Arbeiter, die immer nach ihm guckten, zu lachen anfingen. Nachts glitt er, wie ein schleichendes Tier, in das Stroh auf dem Boden, wo die

Mädchen schliefen, tastete herum, daß sie kreischten und oft Skandal entstand. Man jagte ihn fort durch Fußtritte, auf allen vieren riß er aus wie ein phantastischer Affe, von unauslöschlichem Gelächter der ganzen Gesellschaft begleitet.

Am letzten Tage, als der Erntewagen mit Bändern geschmückt unter Pfeifenklang und Geschrei, Gesang und trunkener Freude auf der großen weißen Straße, langsam, von sechs Apfelschimmeln gezogen, dahinfuhr, durch einen jungen Burschen in einer Bluse, der an der Mütze eine Kokarde trug, geführt, tanzte Pavilly mitten unter den dahinziehenden Frauen wie ein trunkener Satyr herum, so daß an den Grenzgräbern der Bauernhäuser die kleinen Jungen stehen blieben und die Bauern, über sein verrücktes Gebahren ganz erschrocken, ihm nachsahen.

Als sie an das Thor des Gutshofes des Bauern Le Harivau kamen, that er einen Satz mit emporgehobenen Armen. Aber unglücklicherweise fiel er, als er niedersprang, gegen den Wagen, überschlug sich und verfing sich im Rade, das ihn auf den Weg schleuderte.

Die anderen stürzten herbei. Er regte sich nicht, hatte ein Auge geschlossen, das andere offen, war aschfahl vor Schreck und lag da, die langen Beine im Staub ausgestreckt.

Als man ihn anfaßte, begann er zu schreien, und als man ihn aufrichten wollte, fiel er wieder hin.

— Der wird wohl das Bein gebrochen haben, — sagte ein Mann.

In der That, er hatte ein Bein gebrochen.

Der Bauer Le Harivau ließ ihn auf einen Tisch legen, und ein Reiter wurde nach Rouville geschickt, um den Arzt zu holen, der eine Stunde später eintraf.

Der Bauer benahm sich sehr anständig und sagte, daß er für die Krankenkosten aufkommen wolle.

Der Doktor nahm also Pavilly in seinem Wagen gleich mit und brachte ihn in einen getünchten Schlafsaal, wo sein Bein eingerichtet wurde.

Sobald Pavilly merkte, daß er nicht daran sterben würde, daß man ihn pflegen, ihn heilen und aufpäppeln wollte, ihm zu essen gab, ohne daß er etwas zu thun brauchte und daß er so im Bett auf dem Rücken gemütlich liegen konnte, packte ihn unbändige Freude, und er fing an zu lachen, still in sich hinein, ununterbrochen, wobei er nur die verdorbenen Zähne zeigte.

Sobald eine der Schwestern sich seinem Bett näherte, grinste er sie voll Behagen an, klappte mit den Augen, verzog den Mund, wackelte mit

der langen und beweglichen Nase. Seine Nachbarn im Schlafsaal konnten, so krank sie auch waren, nicht mehr vor Lachen, und die Oberin kam oft an sein Bett, um sich eine Viertelstunde über ihn zu amüsieren. Und für sie erfand er noch größeren Blödsinn, ganz neuen Ulk. Und da er zu allem Unsinn bereit war, that er jetzt plötzlich ganz fromm, sprach, wie ein gesetzter Mann, der wohl weiß, wann der Spaß aufhört, vom lieben Gott.

Eines Tages kam er darauf, er wolle ihr vorsingen. Sie war sehr erfreut und kam nun öfters. Und um seine Stimme zu bilden, brachte sie ihm ein Gesangbuch. Da saß er in seinem Bett, denn er konnte sich wieder etwas bewegen, und stimmte mit falscher Stimme Loblieder an zum Preise Gottes, der Jungfrau Maria und des heiligen Geistes, während die dicke Schwester am Fußende des Bettes stand, ihm den Einsatz angab und mit den Fingern den Takt schlug. Sobald er gehen konnte, bot ihm die Oberin an, ihn einige Zeit zu behalten, damit er in der Kapelle beim Gottesdienst singen, und zugleich Meß- und Sakristandienste leisten könne. Er nahm an, und vier Wochen lang stimmte er, im weißen Chorhemd herumhumpelnd, Psalmen und Responsorien an, mit so komischer Kopfhaltung, daß die Zahl der

Gläubigen sichtlich wuchs und daß man zur Vesper statt in die Gemeindekirche in die Hospitalkapelle kam.

Aber wie alles auf der Welt ein Ende nimmt, so mußte er, als er ganz geheilt war, entlassen werden. Und die Oberin machte ihm, als Dank, ein Geschenk von fünfundzwanzig Franken.

Sobald Pavilly auf der Straße stand mit dem Geld in der Tasche, fragte er sich, was er nun anfangen solle. Sollte er ins Dorf zurückkehren? Nein, erst wurde unbedingt noch einer geschmettert. Er hatte lange genug entbehren müssen. Und er ging in die nächste Kneipe. Öfters wie ein oder zwei Mal jährlich kam er nicht in die Stadt. Und von einem dieser Besuche war ihm eine unbestimmte Erinnerung von einer trunkenen Orgie geblieben.

Er verlangte also ein Glas feinen Schnaps, den er heruntergoß, um die Kehle zu schmieren, dann schüttete er einen zweiten hinunter, um wirklich Genuß davon zu haben.

Sobald der scharfe, starke Schnaps Gaumen und Zunge benetzt hatte, wobei in ihm nach so langem Fasten der geliebte und begehrte Geschmack am Alkohol erwacht war, der beißt, aromatisiert, den Mund verbrennt, merkte er schon, daß er die Flasche austrinken würde, und fragte gleich, was sie kosten sollte, um sie ganz billig zu bekommen.

Er mußte drei Franken zahlen, die er gleich erlegte. Und dann begann er, sich in aller Ruhe zu besaufen.

Aber er machte es doch mit Methode, denn er wollte auch noch für andere Freuden etwas Besinnung übrig behalten. Sobald er also fühlte, daß die Möbel anfingen zu wackeln, stand er auf und ging schwankend fort, die Flasche unter dem Arm, um ein öffentliches Haus zu suchen.

Nicht ohne Mühe fand er es, nachdem er zuerst einen Fuhrmann gefragt, der keines wußte, dann einen Briefträger, der ihm den falschen Weg angab, darauf einen Bäcker, der anfing zu schimpfen und ihn ein altes Schwein nannte, endlich einen Soldaten, der ihn sofort bereitwillig hinführte und ihm besonders die „Fürschtin“ empfahl.

Obgleich es kaum Mittag war, trat Pavilly in diesen Ort der Freuden ein, wurde von einem Mädchen empfangen, das ihn sofort wieder hinausbefördern wollte. Aber durch ein Gesicht, das er schnitt, brachte er sie zum Lachen, zeigte drei Franken, den Normalpreis für die besonderen Genüsse des Ortes, und folgte ihr mit Mühe eine dunkle Treppe hinauf, die in den ersten Stock führte.

Als er in das Zimmer trat, verlangte er die „Fürschtin“ zu sehen und wartete, indem er wieder einen Schluck aus seiner Flasche trank.

Die Thür öffnete sich, ein Mädchen erschien. Sie war groß, dick, rot, riesig. Mit sicherem Auge und dem Blick des Kenners maß sie den Trunkenbold, der auf einem Stuhl hockte, und sagte:

— Schämst Du Dich nicht, um die Zeit schon?

Er stammelte:

— Weshalb denn, Fürschtin?

— Eine Dame zu stören, ehe sie noch gegessen hat.

Er wollte lachen:

— Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.

— Ja, keine Stunde, um sich zu besaufen, olle Pulle.

Pavilly wurde böse:

— Erstens bin ich keine Pulle, und dann bin ich auch nicht besoffen.

— Nicht besoffen?

— Nee, ich bin nicht besoffen.

— Nicht besoffen! Du kannst ja garnicht mehr stehen.

Sie sah ihn mit der Wut eines Weibes an, das weiß, daß die anderen jetzt beim Essen sind.

Er richtete sich auf:

— Ich? Ich sage Dir, ich tanze gleich eine Polka.

Und um es zu beweisen, stieg er auf den Stuhl, machte einen Luftsprung auf das Bett, auf

dem seine groben schmutzigen Stiefel zwei entsetzliche Spuren hinterließen.

— Du Schwein, — schrie das Mädchen.

Sie stürzte auf ihn los, gab ihm einen Faustſtoß in den Bauch, so stark, daß Pavilly das Gleichgewicht verlor, auf das Fußende des Lagers schlug, einen Salto mortale machte, auf die Kommode stürzte, indem er dabei Waschschale und Wasserkrug mit sich riß, dann zu Boden fiel und laut brüllte.

Er machte einen solchen Lärm und schrie so durchdringend, daß das ganze Haus herbeilief, der Besitzer, die Madame, das Dienstmädchen und das Personal.

Der Besitzer wollte erst den Menschen aufrichten; aber sobald er ihn in die Höhe bekommen hatte, verlor der Kerl wieder das Gleichgewicht und begann laut zu brüllen, er habe das Bein gebrochen, das andere, sein gutes, sein gutes.

Es war so. Man schickte sofort nach einem Arzt, und es war gerade derselbe, der Pavilly bei dem Bauer in Kur genommen hatte.

— Was, da sind Sie wieder? — sagte er.

— Ja, Herr Doktor.

— Was haben Sie denn?

— Jetzt haben sie mir das andere Bein zerschmissen, Herr Doktor.

— Wer hat denn das fertig gekriegt, mein Alter?

— Das Weibsbild da.

Alle hörten zu. Die Mädchen in Frisiermänteln, langen Haaren, den Mund noch fettig vom unterbrochenen Essen, die Madame wütend, der Besitzer sehr beunruhigt.

— Das wird eine böse Geschichte werden, — sagte der Arzt. — Sie wissen, daß der Stadtrat Ihnen nicht wohl will. Sie sollten das geheimhalten, daß über die dumme Geschichte nicht geredet wird.

— Wie soll ich das machen? — fragte der Besitzer.

— Nun, am besten schicken Sie den Mann ins Hospital, wo er eben herkommt. Und Sie müßten die Kurkosten zahlen.

Der Besitzer antwortete: — Das ist mir noch lieber, wie Unannehmlichkeiten kriegen.

Eine halbe Stunde später kehrte Pavilly also betrunken und jammernd in den Schlafsaal zurück, den er eine Stunde zuvor verlassen.

Die Oberin schlug betrübt die Hände zusammen, denn sie mochte ihn gern, und lächelte, denn sie war garnicht böse, ihn wiederzusehen.

— Nun, Verehrtester, was fehlt Ihnen denn?

— Nu, Frau Schwester, das andere Been ist kaput.

— Sind Sie denn wieder auf einen Stroh- wagen gestiegen, Sie alter Spaßmacher?

Pavilly war ganz verdutzt und verlegen und stammelte:

— Nee, nee, diesmal nicht. Nee, nee, ich kann nischt dafür, kann nischt dafür. Ja Stroh, 'n Strohsack is dran schuld.

Mehr konnte sie nicht aus ihm herausbekommen, und sie erfuhr niemals, daß diesen Rückfall ihre fünfundzwanzig Franken verschuldet.

---

# Ein Scheidungsgrund

Der Advokat von Frau Chassel nahm das Wort:

Herr Präsident! Meine Herren Richter!

Der Fall, den ich beauftragt bin, vor Ihnen zu vertreten, gehört mehr in das Gebiet der Medizin, als in das der Rechtspflege, und es handelt sich mehr um einen pathologischen Fall, als um eine Übertretung des gemeinen Rechts. Auf den ersten Blick scheinen die Thatsachen ganz einfach zu sein.

Ein junger, sehr reicher Mann, vornehmen, idealen Geistes, hochherzig dazu, verliebt sich in ein schönes, junges Mädchen, ja mehr als schön, anbetungswürdig, liebreizend und graziös, so gut, so zärtlich als schön. Und er heiratet sie.

Eine Zeitlang ist er gegen sie voll Rücksicht und Zärtlichkeit; dann kümmert er sich weniger um sie, wird hart gegen sie und scheint eine unwiderstehliche Abneigung, einen unwiderstehlichen Ekel vor ihr zu empfinden. Eines Tages schlägt er sie sogar, nicht nur ohne Grund, sondern auch ohne Vorwand.

Ich will Ihnen garnicht, meine Herren, dies seltsame Benehmen, das wir alle nicht begreifen, näher auseinandersetzen. Ich werde Ihnen nicht das furchtbare Beieinanderleben dieser beiden Wesen und den entsetzlichen Kummer der jungen Frau ausmalen.

Es genügt mir, um Sie zu überzeugen, Ihnen ein paar Auszüge aus einem Tagebuch vorzulesen, das der arme junge Mann täglich geführt hat — der arme Irrsinnige.

Denn, meine Herren, wir stehen einem Irrsinnigen gegenüber! Und der Fall ist um so merkwürdiger, um so interessanter, als er in vieler Hinsicht an den Wahnsinn des unglücklichen Fürsten, der eben gestorben ist, des merkwürdigen Königs erinnert, der platonisch über Baiern herrschte. Ich möchte diesen Fall „den poetischen Wahnsinn“ nennen.

Sie erinnern sich, was man alles von diesem seltsamen Fürsten erzählt hat. Er ließ in den wundervollsten Gegenden seines Königreichs wahre Feenschlösser errichten. Die thatsächliche Schönheit der Dinge und des Ortes genügte ihm nicht, für jene Wunderburgen erdachte er sich und erschuf er einen künstlichen Himmel, durch Theaterkünste neue Rundsichten, gemalte Wälder, Feenreiche, wo jedes Blatt an den Bäumen aus Edelsteinen be-

stand. Da gab es Bergzinnen und Gletscher, Steppen und sonnenverbrannte Sandwüsten. Und beim Schein des wirklichen Mondes nächtliche Seen, die von unten durch phantastischen elektrischen Schein erleuchtet wurden. Auf diesen Seen schwammen Schwäne, glitten Nachen, während ein Orchester, zusammengesetzt aus den ersten Künstlern der Welt, die Seele des königlichen Irren mit poetischen Träumen erfüllte.

Dieser Mann war keusch, unberührt, er liebte nur den Traum, seinen Traum, den göttlichen Traum.

Eines Abends nahm er in seiner Barke eine Frau, jung, schön, eine große Künstlerin, mit sich und bat sie, zu singen. Sie sang, selbst begeistert durch die Wunderlandschaft, durch die Milde der Luft, durch den Blumenduft und durch die Begeisterung des jungen, schönen Fürsten.

Sie sang, wie eine Frau singt, die die Liebe berührt. Dann, ganz von Sinnen, zitternd, fiel sie dem König an die Brust und suchte seine Lippen.

Aber er warf sie in den See, nahm die Ruder, um das Ufer zu gewinnen und kümmerte sich nicht darum, ob sie gerettet würde.

Meine Herren Richter, wir befinden uns vor einem ganz ähnlichen Fall. Ich werde jetzt nur

noch ein paar Stellen aus dem Tagebuch lesen, das wir in einem Fach des Schreibtisches gefunden haben:

— Wie traurig und häßlich das alles ist. Immer dasselbe, immer gräßlich. Ach, ich träume von einer schöneren Erde, verschiedener gestaltet, stolzer und vornehmer. Wenn der Gott dieser Leute wirklich lebte, wie armselig wäre er doch an Einbildungskraft, wenn er nicht andere Dinge anderwärts geschaffen hätte. Immer nur Wälder, kleine Wäldchen, Flüsse, die wie Flüsse aussehen, Ebenen, die den Ebenen ähneln. Alles ist ewig das Gleiche. Und der Mensch? Der Mensch, welch' fürchterliches Vieh ist er doch, — bösartig, ehrgeizig, widerlich . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Man müßte lieben, lieben bis zum Wahnsinn, aber ohne das zu sehen, was man liebt. Denn mit dem Sehen kommt die Einsicht, und mit der Einsicht die Verachtung. Man müßte lieben, indem man trunken wird vom Weibe, wie Wein uns trunken macht, so sehr, daß man nicht mehr weiß, was man trinkt. Und trinken, trinken ohne abzusetzen, ohne Atem zu holen, Tag und Nacht . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Ich glaube, ich habe es gefunden. In ihrem ganzen Wesen hat sie etwas Ideales, das nicht

von dieser Welt ist, das meine Träume beflügelt. Ach, wie mein Traum mir die Menschenwesen anders zeigt, als sie sind. Sie ist blond, hellblond, ihr Haar ist von unaussprechlicher Färbung. Ihre Augen sind blau. Nur blaue Augen begeistern meine Seele. Die ganze Frau, die ganze Frau, wie sie vor meinem Herzen steht, sehe ich im Blick der Augen, nur im Auge.

O ein Wunder, ein Wunder ist das Auge. Das ganze Weltall spiegelt sich darin, weil es die Welt sieht und sie zurückwirft. Es enthält die ganze Erde, die Dinge, die Wesen, die Wälder, die Ozeane, Menschen und Tiere, Sonnenuntergang und Sternenglanz, Künste, alles, alles. Es sieht, erfaßt und behält alles in sich. Und noch mehr liegt in ihm: die Seele, Menschen die denken, Menschen die lieben, Menschen die lachen, Menschen die leiden. O, blickt in blaue Frauenaugen, die tief sind wie das Meer, wechselnd wie der Himmel, so süß, süß, süß, wie eine leichte Brise, süß wie Musik, süß wie Küsse, durchsichtig, so klar, daß man sehen kann, was dahinter ist, daß man die Seele sieht, die blaue Seele, die sie färbt, die sie belebt, die sie göttlich macht.

Ja, die Seele hat dieselbe Farbe wie der Blick. Nur die blaue Seele macht träumen, hat ihre Bläue von den Fluten und vom Himmel.

Das Auge! Denkt doch! Das Auge saugt das Leben ein, wie es uns erscheint, um die Gedanken zu nähren. Es trinkt die ganze Welt: Farben, Bewegungen, Bücher, Bilder, — alles was schön ist, alles was häßlich ist, und daraus formt es Gedanken. Und wenn es uns anblickt, zaubert es uns ein Glück vor, nicht von dieser Erde. Es läßt uns ahnen, was wir nie wissen werden, läßt uns begreifen, daß die Wirklichkeit unserer Träume nur Schmutz und Ekel ist . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Ich liebe sie auch wegen ihres Ganges.

Selbst wenn der Vogel geht, fühlt man, daß er Flügel hat, hat der Dichter gesagt.

Wenn sie vorüberkommt, fühlt man, daß sie anderer Rasse ist, als die gewöhnlichen Frauen, von leichterer, göttlicherer Art . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Morgen wird sie meine Frau . . . . . .
Ich habe Angst. . . . . . . Ich habe Angst vor so vielen Dingen . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Zwei Tiere, zwei Hunde, zwei Wölfe, zwei Füchse streifen durch den Wald und begegnen sich. Das eine ist männlich, das andere weiblich. Sie finden sich zusammen — finden sich zusammen durch einen tierischen Instinkt, der sie zwingt, die

Rasse fortzupflanzen. Ihre Rasse, die, deren Gestalt, Haar, Figur, Bewegungen und Gewohnheiten sie besitzen.

Das thut jedes Tier, ohne zu wissen warum.

Wir auch . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Das habe ich gethan, als ich sie heiratete. Ich bin jenem thörichten Drang gefolgt, der uns zum Weibe treibt.

Sie ist meine Frau. So lange ich sie ideal begehrte, bedeutete sie für mich den nie erfüllten Traum, nahe, sich zu erfüllen. Von der Sekunde ab, wo ich sie in den Armen hielt, bedeutete sie nichts mehr, als ein Wesen, dessen die Natur sich bedient, um alle meine Hoffnungen zu zerstören.

Hat sie sie zerstört? Nein. Und doch habe ich sie satt, satt, daß ich sie nicht anrühren kann, sie nicht mit den Händen betasten oder mit den Lippen berühren, ohne daß mein Herz ein unwiderstehlicher Ekel überkommt. Vielleicht nicht der Ekel vor ihr, — ein höherer, gewaltigerer Ekel, verächtlicherer Ekel: der Ekel vor der Liebe, die so widerlich ist, daß sie für alle feiner gebildeten Wesen ein schmachvoller Akt wurde, den man verbergen muß, von dem man nur leise mit Erröten spricht . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Ich kann es nicht mehr ertragen, wenn meine

Frau sich mir nähert, mich begehrt durch Lächeln, Blick und Umarmung. Ich kann nicht mehr. Einst glaubte ich, ihr Kuß würde mich in den Himmel versetzen. Eines Tages war sie krank, ein flüchtiges Fieber. Und ich fühlte in ihrem leichten, feinen Atem kaum faßlich etwas von menschlicher Verwesung. Das traf mich wie ein Schlag.

O du Menschenleib, verführerischer, lebender Unrat, kommende Verwesung, der da denkt, spricht, sieht und lächelt; in dem Nahrung, die er nahm, sich zersetzt, und der doch rosig, hübsch, verlockend, trügerisch ist, wie die Seele . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Warum riechen nur die Blumen allein so schön? Die großen, farbenstrahlenden oder bleichen Blumen, deren Töne und Färbungen mein Herz erzittern lassen, mein Auge verwirren. Sie sind so schön, so zart gebaut, so verschieden sinnfällig gestaltet, halb geöffnet wie Organe, verführerischer, denn ein Mund, mit nach innen geschwungenen, gezackten, fleischigen Lippen, mit einer lebendigen Saat bestreut, die in jeder einen anderen Duft erzeugt.

Sie, nur sie allein auf der ganzen Welt pflanzen sich fort ohne Schmutz, indem sie um sich die göttliche Essenz ihrer Liebe in die Luft aus-

strömen, den duftenden Weihrauch ihrer Zärtlichkeit, die Quintessenz ihrer unvergleichlichen Leiber, geschmückt mit allem Liebreiz, aller Eleganz, allen Formen, die in allen Farben strahlen und alle Wohlgerüche betäubend und verführerisch ausströmen . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Einzelne Fragmente ein halbes Jahr darauf:

. . . . . . Ich liebe die Blumen, nicht wie man Blumen gern hat, sondern wie lebende köstliche Wesen. Tag und Nacht bringe ich in den Treibhäusern zu, in denen ich sie versteckt halte, wie Weiber des Harems.

Wer, außer mir, ahnt etwas von der Süße, der Bezauberung, der zitternden Leidenschaft, fleischlich, ideal, übermenschlich, in dieser Liebe. Ach so ein Kuß auf das rosa Fleisch, auf das rote Fleisch, auf das weiße Fleisch, das wunderbar verschieden ist, köstlich, zart, fein, selten, all der Wunderblumen.

Ich besitze Treibhäuser, zu denen niemand Zutritt hat, als der Gärtner und ich allein.

Dort schleiche ich mich hinein, wie in einen geheimen Ort der Lust. In dem hohen Glashause schreite ich zuerst zwischen Mengen von Blumenkronen hin, halb geöffnet oder erschlossen, die in schräger Fläche von der Erde bis zum Dach aufsteigen. Das ist der erste Kuß, den sie mir senden.

Diese Blumen da, die den Vorraum meiner heimlichen Leidenschaften schmücken, sind meine Dienerinnen, nicht meine Favoritinnen.

Sie grüßen mich, wenn ich vorüberschreite, in ihrer wechselnden Farbenpracht und ihrem frischen Dufthauch.

Sie sind reizend, niedlich. Acht Reihen hoch links, acht Reihen hoch rechts aufgebaut und stehen so eng aneinander, daß sie wie zwei Gärten aussehen, die bis zu meinen Füßen herabreichen.

Mein Herz bebt, mein Auge entzündet sich, wenn ich sie sehe; das Blut jagt mir durch die Adern, meine Seele jauchzt auf, und meine Hände zittern vor Lust, sie zu betasten. Ich gehe weiter. Am Ende dieser hohen Gallerie liegen drei geschlossene Thüren. Ich kann wählen, ich besitze drei Harems.

Am häufigsten gehe ich zu den Orchideen, meinen Lieblingszauberinnen. Ihr Zimmer ist niedrig, betäubend. Die feuchte, warme Luft näßt die Haut, läßt den Atem kürzer werden und die Finger beben. Jene seltsamen Mädchen kommen aus sumpfigen, heißen, ungesunden Ländern, sie berücken wie Sirenen, töten wie Gift, sind wunderbar, entnervend und entsetzlich. Da stehen welche, die aussehen wie Schmetterlinge, mit Riesenflügeln, kleinen Pfötchen und Augen. Denn sie

haben Augen. Sie blicken mich an, sie sehen mich, diese seltsamen Wunderwesen, Feengestalten, Töchter aus dem heiligen Land, aus unbewegter Luft und heißem Licht, Töchter der Mutter der Erde. Ja, sie haben Flügel und Augen und Färbungen, die kein Maler wiedergiebt, alle Reize, alle Zärtlichkeiten und Schönheiten, die man nur träumt, eine Seele. Ihr Schoß öffnet sich durchsichtig und duftend, zur Liebe lockender, als je der Frauenleib. Die Wunderzeichnungen ihrer kleinen Körper zaubern der Seele Paradiesesbilder und ideale Wollust vor. Sie zittern auf ihren Stielen, als wollten sie davonfliegen. Fliegen sie fort, mir zu? Nein, mein Herz schwebt über ihnen, wie ein geheimnisvolles Männchen, von Liebe gequält.

Kein tierischer Hauch kann sie treffen. Wir sind allein, sie und ich, in einem hellen Gefängnis, das ich ihnen gebaut. Ich beschaue und betrachte sie, bewundere sie und bete sie an, eine nach der anderen.

Wie rund und fett und tief und rosig sind sie, von zartester Färbung, daß es einem in Sehnsucht die Lippen näßt. Wie ich sie liebe! Der Rand ihrer Kelche ist gezackt, bleicher als ihr Busen, und darin versteckt sich der Blumenkrone seltsamer, anziehender Mund, süß schmeckend, wenn man ihn mit der Zunge berührt, zarte, wundervolle, geheiligte

Organe enthüllend jener göttlichen, kleinen Wesen, die gut riechen und nicht sprechen.

Manchmal packt mich für eine von ihnen eine Leidenschaft, die so lange dauert wie sie sind — ein paar Tage, ein paar Abende. Dann werden sie aus dem gemeisamen Treibhaus fortgenommen und in ein süßes, kleines, gläsernes Kabinet gebracht, in dem ein Wasserstrahl auf einem Bett tropischen Rasens plätschert, der von Inseln im großen Ozean gekommen ist. Dann bleibe ich, fieberhaft glühend, in Qualen an ihrer Seite. Ich weiß, daß sie bald sterben muß, ich sehe, wie sie welkt, während ich sie besitze und ihr kurzes Leben mit unsäglicher Zärtlichkeit einatme, trinke, pflücke . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

* *
*

Nachdem der Rechtsanwalt diese Fragmente vorgelesen hatte, sagte er:

— Meine Herren Richter, die Schicklichkeit hindert mich, fortzufahren, Ihnen die sonderbaren Geständnisse dieses Verrückten vorzulesen, der schmachvoller Idealist ist. Die wenigen Absätze, die ich vorgetragen habe, werden Ihnen genügen, glaube ich, damit Sie den Fall von Geisteskrankheit beurteilen können, der in unserer Zeit

hysterischer Verrücktheit und korrumpierter Décadence weniger selten ist, als man meint.

Ich denke also, daß meine Klientin mehr Recht hat, als irgend eine andere Frau, in der außergewöhnlichen Lage, in die sie die seltsame Verirrung der Sinne ihres Mannes versetzt hat, Scheidung zu verlangen.

# Wer weiß!

# I

Mein Gott! Mein Gott! Ich will also endlich zu Papier bringen, was mir widerfahren ist. Aber werde ich es können, werde ich es wagen? Es ist so seltsam, so unerklärlich, so unfaßlich, so verrückt!

Wenn ich nicht dessen gewiß wäre, was ich gesehen habe, bestimmt wüßte, daß in meiner Gedankenkette kein Fehler ist, kein Irrtum in meinen Feststellungen, kein Selbstbelügen in der unbeugsamen Folge meiner Beobachtungen, würde ich glauben, daß ich einfach das Opfer einer Sinnestäuschung geworden bin, der Spielball einer seltsamen Vision. Aber, wer weiß?

Ich befinde mich heute in einer Nervenheilanstalt. Ich habe mich freiwillig, aus Vorsicht, aus Angst dorthin begeben. Ein einziger Mensch nur kennt meine Geschichte: der Anstaltsarzt. Ich werde sie zu Papier bringen. Ich weiß nicht recht, warum. Vielleicht, um mich davon zu entlasten, denn ich fühle sie wie ein Alpdrücken auf mir. —

Ich bin immer ein einsamer Mensch gewesen, ein Träumer, so eine Art alleinstehender Philosoph, ein guter Kerl, der mit wenig zufrieden ist, keine Bitterkeit gegen andere Menschen im Herzen trägt und keinen Haß gegen die Vorsehung. Ich habe immer allein gelebt, wegen einer Art Befangenheit, die mich überkommt in Gegenwart anderer Menschen. Wie soll ich das erklären? Ich kann's nicht. Nicht, daß ich andere Leute nicht sehen möchte, nicht gern einmal schwatzte, mit ein paar Freunden äße. Aber wenn ich sie lange an meiner Seite fühle, sogar meine besten Freunde, dann langweilen sie mich, ermüden mich, machen mich nervös, und ich fühle ein immer steigendes, quälendes Bedürfnis, sie gehen zu sehn oder selbst zu gehen, damit ich allein wäre.

Diese Lust ist mehr, als ein Bedürfnis, ist eine unwiderstehliche Notwendigkeit. Und wenn ich noch länger in Gegenwart dieser Menschen bliebe, wenn ich noch länger ihre Unterhaltung hören müßte, würde ohne Zweifel irgend ein Unglück mit mir geschehen. Was für ein Unglück? Wer weiß? Vielleicht nur eine Ohnmacht. Jawohl, wahrscheinlich.

Ich liebe es so sehr, allein zu sein, daß ich es sogar nicht ertragen kann, andere Menschen in meiner Nähe, unter meinem Dach schlafen zu wissen.

Ich kann in Paris nicht wohnen, weil ich unzweifelhaft dort zu Grunde gehen müßte. Ich stürbe moralisch. Und diese riesige Menschenmenge, die um mich herumwimmelt, um mich lebt, verursacht mir, sogar wenn sie schläft, in Körper und Nerven fürchterliche Qualen. Ach, der Schlaf der anderen ist mir noch schrecklicher als ihre Gespräche! Und ich kann nie Ruhe finden, wenn ich hinter irgend einer Mauer ein Leben ahne und fühle, das durch dieses regelmäßige Aussetzen der Gehirnthätigkeit unterbrochen wird.

Warum bin ich so? Wer weiß? Vielleicht hat es eine ganz einfache Ursache. Mich ermüdet sehr schnell alles, was nicht in mir selbst vorgeht. Und vielen Leuten geht es genau so wie mir.

Es giebt zwei Rassen von Menschen auf der Erde: solche, die andere Leute brauchen, die andere zerstreuen, beschäftigen, ausruhen, und die Einsamkeit erschöpft, müde macht, wie das Erklimmen eines fürchterlichen Gletschers oder ein Zug durch die Wüste. Und dann solche, die durch andere Menschen im Gegenteil müde gemacht, gelangweilt, gestört, gequält werden, während die Einsamkeit sie beruhigt, sie in Frieden lullt bei der Unabhängigkeit und dem freien Spiel ihrer Gedanken.

Im ganzen ist das ein normales, seelisches Phänomen. Die einen sind geschaffen, um draußen

zu leben, die anderen um drin zu leben. Meine Fähigkeit, die Außendinge aufzufassen, ist nur von kurzer Dauer und schnell erschöpft. Sobald sie an ihre Grenzen kommt, empfinde ich im ganzen Körper, in meinem ganzen Wesen ein unerträgliches Unbehagen.

Die Folge davon ist, daß ich allerlei leblose Dinge liebe oder liebte. Dinge, die für mich die Bedeutung von lebenden Wesen annehmen, und daß mein Haus für mich eine Welt geworden ist oder geworden war, in der ich einsam, unthätig lebte mitten unter meinen Besitztümern, Möbeln, kleinen mir gewohnten Gegenständen, die mir so sympathisch sind wie Gesichter. Ich hatte das Haus allmählich damit gefüllt, geschmückt und fühlte mich da zufrieden, glücklich, wie im Arm einer lieben Frau, deren gewohnte Zärtlichkeit süße, stille Notwendigkeit geworden ist.

Ich hatte dieses Haus mitten in einem schönen Garten errichten lassen, ganz abgeschlossen von den Straßen, in der Nähe einer Stadt, in der ich bei Gelegenheit Geselligkeit, die ich manchmal begehrte, zu finden vermocht. Meine Dienerschaft schlief in einem, ein Stück davon entfernten, Gebäude mitten im Gemüsegarten, den eine hohe Mauer umzog. Der tiefe Frieden der Nacht, im Schweigen meines Hauses, das ganz versteckt war unter den Blättern

der großen Bäume, beruhigte mich so, war mir so lieb, daß ich jeden Abend stundenlang zögerte, mich zu Bett zu legen, um den Genuß zu verlängern.

Eines Tages hatte man in der Stadt in der Oper Sigurd gespielt. Ich hatte dieses wundervolle feenhafte Musikdrama zum ersten Male gehört, und es hatte mir überaus gefallen. Zu Fuß, schnellen Schrittes kehrte ich heim, Melodien, Gedanken im Kopf, schöne Bilder vor Augen. Die Nacht war schwarz, schwarz — so schwarz, daß ich kaum die Landstraße erkennen konnte und mehrmals fast in den Graben gefallen wäre. Vom städtischen Steueramt bis zu mir ist es ungefähr ein Kilometer weit, vielleicht etwas mehr, kurz, etwa zwanzig Minuten zu gehen. Es war ein Uhr morgens, ein Uhr oder halb zwei. Der Himmel vor mir ward etwas heller, der Mond erschien, die traurige Sichel des letzten Viertels. Der Mond im ersten Viertel, der um vier oder fünf Uhr abends aufgeht, ist klar, heiter, silbrig blinkend; aber der, der nach Mitternacht kommt, rötlich, traurig, beunruhigend: es ist der richtige Sabbath-Mond. Alle Nachtwandler müssen diese Beobachtung schon gemacht haben. Das erste Viertel, wenn es schmal ist, nur wie ein Strich, wirft ein freundliches Licht, das das Herz erheitert, und

scharfe Schatten auf die Erde; das letzte Viertel aber strahlt einen kaum merklichen Schein aus, so matt, daß es beinahe keinen Schatten wirft.

In der Ferne erblickte ich die dunkle Masse meines Gartens, und ich weiß nicht, woher mir etwas wie ein unangenehmes Gefühl aufstieg beim Gedanken, dort hinein zu müssen. Ich schritt langsam. Die Luft war mild. Die großen Baummassen sahen wie ein Grabmal aus, unter dem mein Haus begraben lag.

Ich öffnete das Thor, trat in die lange Allee von Sykomoren ein, die nach dem Hause führte, gewölbt wie ein großer Tunnel, schritt durch dunkle Baumgruppen, um Rasenplätze herum, auf denen Blumenbeete eingebettet lagen unter bleichen Schatten, in der fahlen Finsternis ovale Flecken in unbestimmten Farben.

Als ich mich dem Haus näherte, überkam mich eine seltsame Bewegung. Ich blieb stehen. Man hörte nichts, kein Windhauch regte sich in den Blättern. Was habe ich denn? dachte ich. Seit zehn Jahren kehrte ich so heim, ohne daß ich je die geringste Unruhe empfunden. Ich hatte keine Angst. Ich habe nie nachts Angst gehabt. Der Anblick eines Menschen, eines Landstreichers, eines Einbrechers, eines Diebes hätte mich nur wütend gemacht, und ich hätte ihn ohne Zögern an-

gegriffen. Übrigens war ich bewaffnet. Ich hatte meinen Revolver bei mir. Aber ich berührte ihn nicht, ich wollte diese beginnende Furcht, die in mir wuchs, bekämpfen.

Was war es? Nur ein Vorgefühl? Das seltsame Vorgefühl, das sich der Sinne des Menschen bemächtigt, wenn etwas Unerklärliches bevorsteht. Vielleicht. Wer weiß es?

Je weiter ich vorwärts schritt, desto mehr überlief es mich. Und als ich an der Mauer meiner weitläufigen Behausung stand mit den geschlossenen Läden, fühlte ich, daß ich ein paar Minuten warten mußte, ehe ich die Thür öffnete und eintrat. Da setzte ich mich auf eine Bank unter den Fenstern meines Wohnzimmers. Leicht erregt; den Kopf gegen die Wand gelehnt, mit offenen Augen in das Dunkel der Blätter starrend, blieb ich sitzen. Während dieser ersten Augenblicke gewahrte ich nichts Außergewöhnliches um mich herum. Ich hörte in den Ohren etwas sausen, aber das habe ich öfters. Manchmal ist es mir, als führen Züge vorbei, oder ich höre Glocken läuten oder eine Menge hin- und herfluten.

Aber bald wurde dieses Sausen vernehmlicher, erkennbarer, deutlicher. Ich hatte mich geirrt. Es war nicht das gewöhnliche Pulsieren der Arterien, das dieses Geräusch im Ohr verursachte, sondern

ein sehr eigentümlicher Lärm, ganz unbestimmt jedoch, der, darüber gab es keinen Zweifel, aus dem Innern meines Hauses kam.

Ich hörte durch die Mauer dieses unausgesetzte Geräusch, mehr irgend eine Bewegung als einen Lärm, das unaufhörliche Hin- und Herschieben einer Menge Dinge, als ob man leise alle meine Möbel hin- und herschleppte und an andere Stellen trüge.

Lange Zeit hindurch zweifelte ich, ob mein Ohr richtig gehört. Aber als ich es gegen einen der Läden legte, um das seltsame Geräusch in meinem Hause besser zu erkennen, ward ich meiner Sache gewiß, daß da drin bei mir etwas Anormales, Unfaßliches vorging. Ich hatte keine Angst, aber ich war, wie soll ich das ausdrücken, ganz verstört vor Erstaunen. Ich spannte meinen Revolver nicht, ich wußte ja genau, daß ich seiner nicht bedurfte. Ich wartete ab.

Ich wartete lange Zeit, konnte keinen Entschluß fassen, sah ganz klar, aber war ängstlich bis zur Tollheit. Ich wartete stehend, lauschte immer auf den stets wechselnden Lärm, der in einzelnen Augenblicken zum Getöse wuchs, das einem ungeduldigen Toben von Wut, von seltsamer Empörung glich.

Dann nahm ich plötzlich, in Scham vor mir

selbst wegen meiner Feigheit, meinen Schlüsselbund, suchte den Schlüssel heraus, den ich brauchte, steckte ihn ins Schlüsselloch, schloß zweimal herum, öffnete die Thür mit aller Kraft, daß der Flügel gegen die Wand flog.

Es klang wie ein Gewehrschuß, und auf diesen Knall antwortete in meiner ganzen Wohnung von oben bis unten ein riesiger Lärm. Er kam so plötzlich, war so schrecklich, so ohrenbetäubend, daß ich ein paar Schritte zurückwich und den Revolver zog, obgleich ich ihn noch immer unnötig wußte.

Ich wartete noch einen Augenblick. Und jetzt unterschied ich ein seltsames Hin- und Hertrippeln auf den Stufen der Treppe, auf dem Fußboden, auf den Teppichen, ein Getrampel nicht von Stiefeln, von menschlichem Schuhwerk, sondern von Krücken, von Holz- und Metallkrücken, die wie Cymbals klangen. Und plötzlich gewahrte ich auf der Schwelle meiner Thür einen Stuhl, meinen großen Lehnstuhl, der hin- und herschwankend herabkam. Er ging hinaus in den Garten, andere folgten: die Stühle meines Salons, dann die niedrigen Sofas, die sich wie Krokodile auf ihren kleinen Füßen hinschleppten, endlich alle meine Stühle mit Sätzen wie Ziegen und die kleinen Sessel in Sprüngen wie Kaninchen.

O welches Entsetzen! Ich glitt ins Gebüsch,

blieb dort niedergekauert, indem ich den Auszug meiner Möbel beobachtete. Denn sie gingen alle fort, eines nach dem anderen, schnell oder langsam je nach Größe und Gewicht. Mein Klavier, der große Flügel, kam im Galopp wie ein durchgehendes Pferd vorüber, während die Saiten in seinem Leibe klirrten. Die kleinen Gegenstände glitten auf dem Sand wie Ameisen hin, die Bürsten, die Gläser, die Schalen, die das Mondlicht wie Leuchtkäfer phosphorescierend machte. Die Stoffe krochen, breit sich hinwälzend wie Quallen im Meer. Mein Schreibtisch erschien, ein seltenes Kunstwerk aus dem vorigen Jahrhundert, der alle Briefe enthielt, die ich je bekommen. Die ganze Geschichte meines Herzens, eine alte Geschichte mit vielem, vielem Leid. Und auch alle meine Photographien waren darin.

Plötzlich hatte ich keine Angst mehr. Ich stürzte mich auf ihn, packte ihn wie man einen Dieb packt oder eine Frau, die entflieht. Aber er ging in unwiderstehlicher Fahrt weiter. Trotz meiner Bemühungen, trotz meiner Wut konnte ich nicht einmal seinen Gang verlangsamen. Während ich wie ein Verzweifelter mit jener entsetzlichen Kraft rang, fiel ich zu Boden und schlug auf ihn drein. Da zog er mich mit, schleifte mich auf dem Sande und schon begannen die Möbel, die

ihm folgten, über mich hinwegzuschreiten, traten mir auf die Beine und verletzten mich. Als ich ihn dann losgelassen, gingen die anderen über mich weg wie eine Kavallerieattaque über den gestürzten Reiter.

Endlich konnte ich mich, halb toll vor Entsetzen, aus der großen Allee retten und mich wieder unter den Bäumen verstecken. Und ich sah, wie die kleinsten meiner Besitztümer, die intimsten, bescheidensten, an die ich am wenigsten dachte, verschwanden.

Dann hörte ich in der Ferne in meiner Wohnung, in der es schallte wie in einem leeren Haus, ein gewaltiges Zuschlagen von Thüren. Sie fielen in der Behausung ins Schloß von oben bis unten, bis herab zu der Eingangsthür, die ich verrückterweise selbst geöffnet. Sie klappte als letzte zu.

Da entfloh ich und lief zur Stadt. Erst als ich mich in den Straßen befand und noch ein paar Verspäteten begegnete, kehrte meine Kaltblütigkeit wieder. Ich klingelte an einem Hotel, wo ich bekannt war. Ich klopfte mit den Händen auf meine Kleider, daß der Staub herausflog, und erzählte nur, daß ich meinen Schlüsselbund verloren, der auch den Schlüssel zum Gemüsegarten enthielt, wo in einem Haus für sich die Dienerschaft schlief, hinter der verschlossenen Mauer, die meine Früchte

und meine Gemüse vor dem Besuch von Dieben schützte.

Bis zu den Augen zog ich die Bettdecke über mich, aber ich konnte nicht schlafen und erwartete den Tagesanbruch, indem ich auf das Klopfen meines Herzens lauschte. Ich hatte Befehl gegeben, sobald es Tag würde, meine Leute zu benachrichtigen. Mein Diener pochte um sieben Uhr früh.

Er sah ganz verstört aus:

— Diese Nacht ist ein großes Unglück geschehen, — sagte er.

— Was denn?

— Man hat das ganze Mobiliar des gnädigen Herrn, alles, alles gestohlen, sogar die kleinsten Gegenstände.

Diese Nachricht freute mich. Warum? Wer weiß? Ich war ganz Herr meiner selbst, sicher, mir nichts merken zu lassen, niemandem etwas von dem zu sagen, was ich gesehen hatte, es zu verbergen, es zu begraben in meinem Gewissen, wie ein fürchterliches Geheimnis. Ich antwortete:

— Dann sind's dieselben Leute, die mir meine Schlüssel gestohlen haben. Sofort muß die Polizei in Kenntnis gesetzt werden. Ich stehe auf. In ein paar Augenblicken komme ich nach.

Die Untersuchung dauerte fünf Monate. Man entdeckte nichts; nicht das kleinste Stück meines

Hausrates fand man wieder und nicht die geringste Spur von den Dieben. Weiß Gott, wenn ich gesagt hätte, was ich wußte, wenn ich das wirklich gesagt haben würde, hätte man mich eingesperrt, nicht die Diebe, sondern mich, den Mann, der so etwas hatte beobachten können.

O, ich wußte zu schweigen. Aber ich habe mein Haus nicht wieder eingerichtet. Es war ganz unnütz, die Geschichte hätte doch immer wieder angefangen. Ich wollte dahin nicht zurückkehren, und ich that es auch nicht. Ich habe es nicht wiedergesehen.

Ich ging nach Paris in ein Hotel. Und ich konsultierte Ärzte über meinen Nervenzustand, der mich seit jener entsetzlichen Nacht sehr beunruhigte.

Sie rieten mir, auf Reisen zu gehen, und ich befolgte ihren Rat.

---

## II

Zuerst machte ich einen Ausflug nach Italien. Die Sonne that mir wohl. Ein halbes Jahr lang irrte ich von Genua nach Venedig, von

Venedig nach Florenz, von Florenz nach Rom, von Rom nach Neapel. Dann durchstreifte ich Sicilien, ein Land gleich wunderbar durch Natur wie durch Werke von Menschenhand, Überreste aus der Griechen- und Normannenzeit. Ich fuhr nach Afrika hinüber, durchstreifte ruhig jene große, gelbe, stille Wüste, wo Kamele, Gazellen, nomadisierende Araber umherirren, wo in der ruhigen, durchsichtigen Luft nichts Übernatürliches liegt weder bei Nacht noch am Tage.

Über Marseille kehrte ich nach Frankreich zurück. Und trotz der Heiterkeit der Provence machte mich der weniger helle Himmel schon traurig. Ich fühlte, als ich den Continent wieder betrat, den seltsamen Eindruck eines Kranken, der sich geheilt glaubt und den ein dumpfer Schmerz daran mahnt, daß der Herd des Übels noch nicht verschwunden ist.

Dann kehrte ich nach Paris zurück. Nach vier Wochen langweilte ich mich. Es war im Herbst, und ich wollte, ehe es Winter wurde, einen Streifzug durch die Normandie unternehmen, die ich noch nicht kannte.

Ich begann mit Rouen. Acht Tage lang irrte ich aufgekratzt, begeistert, zerstreut durch diese mittelalterliche Stadt, durch dieses erstaunliche Museum von wunderbaren, gothischen Bauwerken.

Da, als ich eines Nachmittags gegen vier Uhr in eine seltsame Straße einbog, die ein tintenschwarzer Bach, Eau de Robec geheißen, durchfloß, ward meine Aufmerksamkeit, die ganz dem altertümlichen Aussehen der Häuser galt, plötzlich abgezogen durch den Anblick einer Reihe von Trödlerbuden, die Thür an Thür nebeneinander lagen.

Jene alten Antiquare hatten ihren Platz wohl gewählt, in der phantastischen Gasse über dem dunklen Wasserlauf, unter den spitzen Ziegel- und Schieferdächern, auf denen noch die Windfahnen der Vergangenheit stöhnten.

In den dunklen Läden gewahrte man geschnitzte Bahüts, Fayencen aus Rouen, Nevers, Moustiers, bemalte Bildsäulen, eichengeschnitzte Christusfiguren, heilige Jungfrauen, Heilige, Kirchenschmuck, Meßgewänder, Chorröcke, sogar gottesdienstliche Gefäße, ein altes Tabernakel aus vergoldetem Holz, das Gott verlassen hatte. O, diese seltsamen Höhlen in diesen hohen Häusern, in diesen großen Häusern, voll vom Keller bis zum Boden hinauf, angefüllt mit allerlei Gegenständen, deren Dasein beendigt schien, die ihre natürlichen Besitzer überlebten, ihre Jahrhunderte, ihre Zeiten, ihre Moden, um durch neue Generationen aus Neugierde gekauft zu werden.

Meine Vorliebe für solche Gegenstände er-

wachte wieder in dieser Antiquitätenstraße. Ich ging von Bude zu Bude, übertrat mit zwei Schritten die Brücke aus vier verfaulten Brettern, die man über das übelriechende Wasser von Robec gelegt.

Da — Herr Gott! Herr Gott! Welch furchtbarer Schreck. In einer Wölbung, vollgestellt mit tausenderlei Gegenständen, die der Eingang zu sein schien zu den Katakomben eines Kirchhofs alter Möbel, erblickte ich einen meiner schönsten Schränke. An allen Gliedern zitternd trat ich heran. Ich bebte so, daß ich nicht wagte, ihn anzurühren. Ich streckte die Hände aus, ich zögerte, — aber er war es. Ein ganz einziger Schrank aus der Zeit Ludwig XIII., für jeden wiederzuerkennen, der ihn nur einmal erblickt. Und indem ich plötzlich meine Augen weiterwandern ließ in die dunkle Tiefe dieser Gallerie, sah ich drei meiner Lehnstühle, mit alter Stickerei überzogen, und dann weiter entfernt noch meine beiden Tische aus der Zeit Heinrich II., die so selten waren, daß Leute aus Paris angereist gekommen, um sie zu sehen.

Man denke sich, denke sich, wie mich das packte.

Zitternd trat ich heran, zu Tode getroffen vor innerer Erschütterung. Aber ich näherte mich doch, denn ich bin tapfer. Ich trat näher, wie ein Ritter in mystischen Sagenzeiten sich einem

Zauber näherte. Und Schritt auf Schritt fand ich alles, was mir gehörte: meine Kronleuchter, meine Bücher, meine Bilder, meine Stoffe, meine Waffen, alles, bis auf den Schreibtisch mit meinen Briefen, den ich nicht sah.

Ich stieg in niedrige Kellerräume hinab, darauf in höhere Etagen. Ich war allein. Ich rief. Niemand antwortete. Ich war allein, kein Mensch befand sich in diesen weiten, wie ein Irrgarten verschlungenen Gängen des Hauses.

Es ward Nacht. Ich mußte mich setzen in der Dunkelheit auf einen meiner Stühle, denn ich wollte nicht fort. Ab und zu rief ich: — Heh Hollah! Ist niemand da? —

Ich mochte gewiß eine Stunde so dagesessen haben, da hörte ich Schritte, leichte, langsame Schritte, ich weiß nicht woher. Ich wollte entfliehen. Aber ich nahm mich zusammen, und da gewahrte ich im Nachbarzimmer einen Lichtschein.

— Wer ist da? — fragte eine Stimme.

Ich antwortete:

— Ein Käufer.

Es klang zurück:

— Ist schon recht spät, um so in den Laden einzudringen.

Ich antwortete:

— Ich warte auf Sie seit einer Stunde.

— Sie könnten morgen wiederkommen.

— Morgen werde ich Rouen verlassen haben.

Ich wagte nicht, ihm entgegen zu gehen, und er kam nicht. Ich sah nur immer den Schein seines Lichtes, das auf eine Stickerei fiel, auf der zwei Engel über den Leichen eines Schlachtfeldes hinflogen. Sie hatte mir auch gehört.

Ich fragte:

— Nun kommen Sie?

Er antwortete:

— Ich erwarte Sie hier.

Ich erhob mich und ging zu ihm.

Mitten in einem großen Raum stand ein kleiner Mann, ganz klein und dick, dick wie ein Wunder, ein grausiges Wunder.

Er hatte einen spärlichen Bart, ungleich, gelblichweiß gesprenkelt, und kein Haar auf dem Kopf. Kein Haar. Wie er sein Licht mit dem ausgestreckten Arm vorhielt, um mich zu erkennen, sah sein Kopf aus, wie ein kleiner Mond in diesem weiten Raum, der von alten Möbeln erfüllt war. Das Gesicht war runzlig und gedunsen, die Augen nicht zu erkennen.

Ich handelte sogleich um drei Stühle, die mir gehört hatten, und bezahlte sie sofort sehr teuer, indem ich einfach meine Zimmernummer aus dem

Hotel angab. Am anderen Tage vor neun sollten sie da sein.

Dann ging ich fort. Er geleitete mich sehr höflich bis zur Thür.

Darauf ging ich zum Polizeikommissar, erzählte ihm den Diebstahl meines Mobiliars und die Entdeckung, die ich eben gemacht. Er fragte telegraphisch bei dem Gericht an, das die Diebstahlsache verhandelt hatte und bat, die Antwort abzuwarten. Eine Stunde später kam sie. Sie lautete sehr befriedigend für mich.

— Ich werde den Mann festnehmen lassen und ihn sofort verhören, denn er könnte Verdacht geschöpft, und das, was Ihnen gehört, bei Seite gebracht haben. Essen Sie erst und kommen Sie in zwei Stunden wieder, dann wird er hier sein und in Ihrer Gegenwart werde ich ihn von neuem verhören.

— Sehr gern. Ich danke Ihnen tausendmal.

Ich ging ins Hotel und aß mit mehr Appetit, als ich gedacht hätte. Ich war ganz zufrieden. Man hatte ihn festgenommen!

Zwei Stunden später kehrte ich zur Polizei zurück, wo der Beamte mich erwartete.

— Ja, — sagte er, als er mich erblickte, — man hat den Mann nicht gefunden. Er hat nicht verhaftet werden können.

— O! — Ich sank fast in die Kniee.

— Aber Sie haben doch das Haus gefunden? — fragte ich.

— Gewiß. Es wird sogar überwacht werden, bis er zurückkehrt. Er ist nämlich verschwunden.

— Verschwunden?

— Verschwunden. Er bringt den Abend gewöhnlich bei seiner Nachbarin, gleichfalls einer Althändlerin, einer Art Wunderhexe, der Witwe Ridon, zu. Sie hat ihn heute abend nicht gesehen und kann nicht sagen, wo er steckt. Wir müssen bis morgen warten.

Ich ging fort. O Gott, wie traurig verwirrend erschienen mir die Straßen von Rouen.

Ich schlief schlecht, mit Alpdrücken jedesmal, wenn ich aufwachte.

Aber da ich nicht zu große Eile zeigen wollte und nicht zu unruhig erscheinen, wartete ich, bis es am nächsten Tage zehn Uhr war, ehe ich zur Polizei ging.

Der Händler war nicht wieder erschienen, sein Laden noch geschlossen.

Der Kommissar sagte zu mir:

— Ich habe alle erforderlichen Schritte gethan. Das Gericht ist in Kenntnis gesetzt. Wir werden zusammen zu dem Laden gehen, ihn öffnen lassen, und Sie können mir alles bezeichnen, was Ihnen gehört.

Wir fuhren in einer Droschke hin. Ein paar Polizeibeamte standen schon mit einem Schlosser vor der Thür der Bude, die geöffnet wurde.

Als ich eintrat, sah ich weder meinen Schrank noch meine Stühle, noch meine Tische, nichts, nichts von all den Möbeln meines Hauses, nicht ein Stück, während ich am Tage vorher nicht einen Schritt hatte gehen können, ohne auf eines zu stoßen.

Der Polizeikommissar war erstaunt und sah mich von der Seite an.

— Mein Gott, Herr Kommissar, — sagte ich, — das Verschwinden der Möbel fällt auf seltsame Weise mit dem des Händlers zusammen.

Er lächelte:

— Das ist richtig. Es war falsch von Ihnen, die Gegenstände, die Ihnen gehörten, zu kaufen und gestern zu bezahlen. Das hat ihn wahrscheinlich stutzig gemacht.

Ich antwortete:

— Ich verstehe nur nicht, daß an der Stelle, wo meine Möbel standen, jetzt lauter andere sind.

— O, — antwortete der Kommissar, — er hat die ganze Nacht Zeit gehabt und wahrscheinlich noch Helfershelfer. Dies Haus hängt wohl mit den Nachbarhäusern zusammen. Haben Sie keine Angst, ich werde die Sache energisch in die

Hand nehmen. Der Räuber soll uns schon nicht entgehen. Wir beobachten den Fuchsbau . . .

O Gott, o Gott! Wie mein Herz, mein armes Herz schlug. . . . Vierzehn Tage lang wohnte ich in Rouen. Der Mann kam nicht wieder. Weiß Gott.

Da bekam ich am sechzehnten Tage morgens von meinem Gärtner, der mein geplündertes und seitdem leeres Haus bewachte, folgenden seltsamen Brief:

Gnädiger Herr!

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß vorige Nacht etwas geschehen ist, das kein Mensch begreift, weder die Polizei noch wir. Alle Möbel ohne Ausnahme, alle bis auf die kleinsten Gegenstände sind zurückgekehrt. Das Haus ist jetzt ganz genau so, wie am Abend vor dem Diebstahl. Man könnte den Kopf verlieren. In der Nacht von Freitag auf Sonnabend ist es geschehen. Die Wege weisen Spuren auf, als ob man alles vom Thor bis an das Haus geschleppt hätte. So war es auch, als sie verschwanden.

Wir erwarten den gnädigen Herrn, und ich bin dero ergebenster Diener

Philipp Raudin.

Aber ich? Ich? Nein, nein, auf keinen Fall. Ich kehre nicht zurück.

Ich brachte den Brief dem Polizeikommissar in Rouen.

— Das ist fein gesponnen, alles wieder an Ort und Stelle zu schaffen. Stellen wir uns einfach tot. Wir werden den Kerl schon an einem dieser Tage erwischen . . .

Aber man hat ihn nicht erwischt. Nein, sie haben ihn nicht erwischt. Und jetzt habe ich Angst vor ihm, als ob er ein wildes Tier wäre, das auf mich losgelassen ist.

Er ist nicht aufzufinden. Nicht aufzufinden dieses Monstrum mit dem Mondscheinkopf. Und man wird ihn nie erwischen, er wird nie heimkehren. Was liegt ihm daran? Nur ich kann ihn ja treffen, und das will ich nicht.

Ich will's nicht. Ich will's nicht. Ich will's nicht.

Und wenn er nun heimkehrt, wenn er wieder in seinen Laden kommt, wer soll ihm denn beweisen, daß die Möbel bei ihm waren? Nur meine Aussage steht gegen ihn, und ich fühle wohl, daß sie verdächtig ist.

O Gott, nein, nein, diese Existenz halte ich nicht mehr aus. Und ich konnte das Geheimnis, dessen Zeuge ich gewesen, nicht mehr verheimlichen.

Ich konnte nicht weiterleben, immer in der Angst, daß all die Geschichten noch einmal beginnen möchten.

Ich habe den Arzt aufgesucht, der diese Nervenheilanstalt leitet und habe ihm alles erzählt.

Nachdem er lange hin- und her gefragt hatte, sagte er endlich:

— Würden Sie wohl einige Zeit hier Aufenthalt nehmen wollen?

— Sehr gern.

— Sie sind doch vermögend?

— Jawohl.

— Wünschen Sie eine Wohnung allein?

— Jawohl.

— Wollen Sie Besuch bekommen?

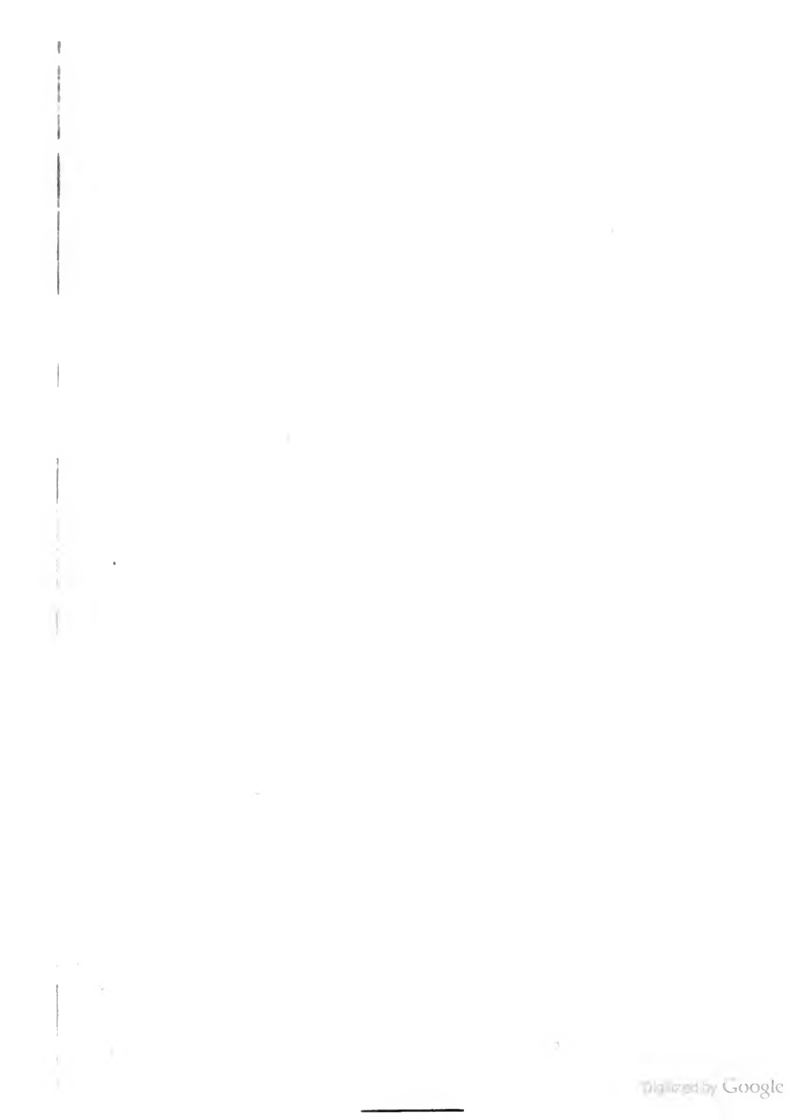
— Nein, nein, keinen Menschen. Der Mann aus Rouen könnte es wagen, um sich zu rächen, auch hier einzudringen ......

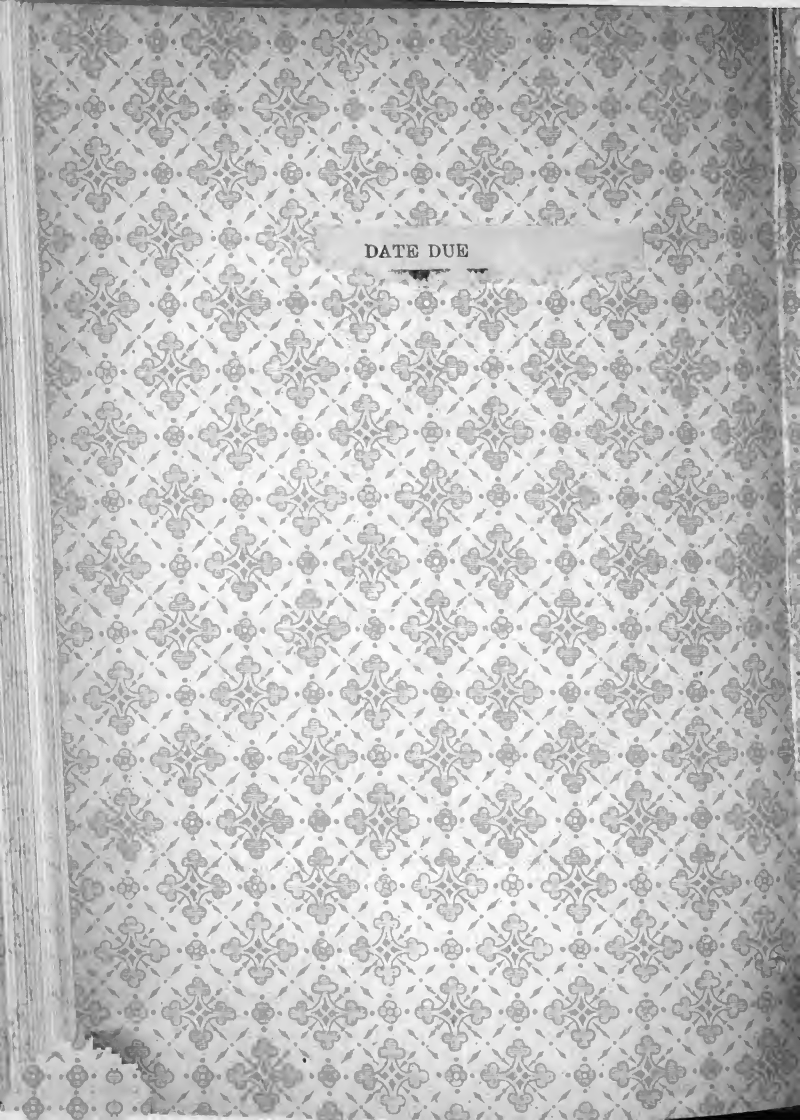
Und seit drei Monaten bin ich allein, allein, ganz allein. Ich bin so ziemlich ruhig geworden. Nur noch eine Furcht habe ich ....... Wenn der Antiquar etwa verrückt würde ... und man ihn hierher brächte in mein Asyl ....... Nicht einmal die Gefängnisse sind mehr sicher.

---

# Inhalt

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.




DATE DUE

